

Stanislas Wawrinka, François Hollande, Klaus J. Stöhlker, Heidi

Nummer 5 – 30. Januar 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Der Diamant aus Andermatt

Bernhard Russis Weg auf den Gipfel.
Von Martin Born

Die Südschweiz brennt

Italiener überrennen das Tessin. *Von Lucien Scherrer*

Der schielende van Gogh

«L'homme à la pipe» im Zürcher Kunsthaus ist kein Werk des Grossmeisters,
sondern die Fälschung eines Van-Gogh-Verehrers. *Von Hanspeter Born*





Wenn Sie hier geschäften,
sollten Sie einen unserer
6 Standorte in der Schweiz besuchen.

Mittelstandsbank. Die Bank für KMUs.

Ganz gleich, ob Sie mit Asien, Europa oder Amerika geschäften – als exportorientiertes Unternehmen haben Sie spezielle Anforderungen an Ihre Bank. Verlassen Sie sich auf das umfassende Know-how einer starken, weltweit vertretenen Bank mit 140 Jahren Expertise und 100 000 betreuten Firmenkunden. Neu bieten wir Ihnen auch in der Schweiz über Ihre gesamte Wertschöpfungskette konkrete Optimierungsmöglichkeiten in allen Phasen der Zusammenarbeit: von den ersten Verkaufsverhandlungen bis zum Zahlungseingang.

Lernen Sie uns kennen. Weitere Informationen, auch zu unseren 6 Standorten in der Schweiz:
www.commerzbank.ch

COMMERZBANK 

Die Bank an Ihrer Seite

Intern

Wenn es um die Personenfreizügigkeit mit der EU geht, wird in der Deutschschweiz gern der Begriff der «Weltoffenheit» bemüht: Welt-offene sind dafür, Isolationisten dagegen. Im Tessin, das seit der Öffnung des Arbeitsmarkts von einer Lawine italienischer Grenzgänger überrollt wird – Ende Jahr waren es 60 000 –, hat man für derartige Begriffe nur ein Lächeln übrig: Die real existierende Personenfreizügigkeit bringt der Bevölkerung Staus, Konkurrenz am Arbeitsplatz und höhere Sozialkosten. Bald, so glaubt man im Tessin, werde auch die Deutschschweiz dank der Neat mit einer wachsenden Zahl von Grenzgängern konfron-



«Sehen Sie sich vor!»: Paolo Beltraminelli.

tiert sein. Kürzlich habe er die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch getroffen, erzählt der Tessiner Regierungspräsident Paolo Beltraminelli Reporter Lucien Scherrer, er habe ihr gesagt: «Frau Mauch, sehen Sie sich vor!» Doch Mauch nimmt im Moment lieber an Demonstrationen teil – für eine «offene» Schweiz. **Seite 28**

Alles begann an der Tour de France 1997, über die unser langjähriger Redaktor Hanspeter Born für die *Weltwoche* berichtete. Als er auf der Rückreise in Valence auf den Zug wartete und Zeitung las, fiel ihm in der *Libération* ein doppelseitiger Artikel über Van-Gogh-Fälschungen auf. Er beschloss, der Sache nachzugehen, traf in Amsterdam die führenden Experten und schrieb (wie bei ihm üblich) eine Serie. Damals lernte er auch den Van-Gogh-Kenner Benoit Landais kennen, und die beiden begannen zusammenzuarbeiten. Sie verfassten ein

Buch über die gefälschte Version des Bilds «Le Jardin de Daubigny» (Echtzeit, 2009), das allerdings in der Versenkung verschwand. Letzte Woche nun erschien «Schuffenecker's Sunflowers» als E-Book, in dem die beiden Autoren eine ganze Reihe von angeblichen van Goghs dem unbekanntem Emile Schuffen-



Fälschung: «L'homme à la pipe».

ecker zuschreiben – darunter das berühmte Bildnis mit dem verbundenen Ohr im Zürcher Kunsthau. **Seite 60**

Klaus J. Stöhlker gehört seit über dreissig Jahren zu den auffälligsten Vertretern der Schweizer Kommunikationsbranche. Der ehemalige Deutsche arbeitete mit den Schweizer PR- und Werbelegenden Rudolf Farner, Gustav Däniker und Adolf Wirz zusammen, seine ersten bekannteren Mandanten gehörten zur Prominenz der jüngeren Schweizer Wirtschaftsgeschichte. Wir trafen den wortgewaltigen Stöhlker in seinem Büro in Zollikon, um uns mit ihm über die Lage der Schweiz zu unterhalten, über Politik, aber auch über gesellschaftliche Trends, die Stöhlker anekdotenreich zu einem Panoramabild verdichtete. Seine Deutungen haben hohen Unterhaltungswert. Den PR-Mann bewegt vor allem der Niedergang des Freisinns, den er oft beriet, aber auch die Spaltung des Landes in eine globalisierte A-Schweiz der Konzerne und eine schollengebundene B-Schweiz von Gewerbe und Parteipolitik. Stöhlker befürchtet, dass die Schweiz – wie ein alter Rolls-Royce – Gefahr läuft, zu einer politischen Antiquität zu werden. Dieser Tage erscheint unter Beteiligung Stöhlkers ein Interviewbuch des Ethikers Thomas Gröbly: «Hat die Wirtschaft ein Gewissen?». **Seite 52**

Ihre *Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,er,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

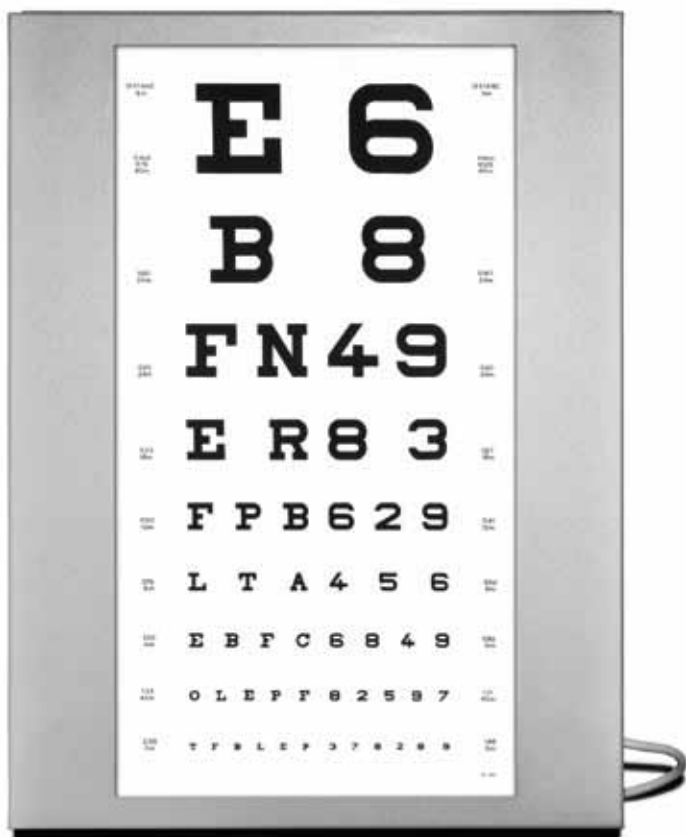
Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.

Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Ihre Portfolio-Qualität systematisch im Auge behalten. UBS Advice.



Jetzt anlegen zum Pauschalpreis
inklusive Depotgebühren,
Transaktionskosten und Kreditkarte

Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Mit UBS Advice bieten wir Kunden, die Anlageentscheidungen selbst treffen wollen, eine individuelle Beratung zum Pauschalpreis. Zudem garantieren wir Ihnen eine wöchentliche Portfolioüberwachung nach fünf spezifischen Qualitätskriterien und einen jährlichen UBS Portfolio Health Check. Erfahren Sie mehr unter Telefon 044 238 14 28 oder www.ubs.com/ubs-advice



Wir werden nicht ruhen



Wawrinka

Sein Erfolg ist eine Inspiration für alle, die sich nicht auf der Überholspur des Lebens bewegen. Von Roger Köppel

Nichts gegen Roger Federer. Der Basler Tenniszauberer ist die Ausnahmererscheinung, der alles überstrahlende Gewinner, dessen Problem, wie mir ein Insider einmal verriet, möglicherweise darin liegt, dass er sich vor ein paar Jahren mit dem amerikanischen Golf-Professional Tiger Woods anfreundete, der in Federer die Sehnsucht nach noch mehr Ruhm und, vor allem, noch mehr Reichtum weckte. Woods war damals, die Seitensprünge standen noch aus, einer der umsatzstärksten Athleten, den die Welt je gesehen hatte. Ein Schuft, wer es Federer verargte, dass er sich für den kurzen Zeitspalt, der Sportlerlegenden zur Sicherung ihres Vermögens zur Verfügung steht, vom Hawaii-Amerikaner inspirieren liess, um seine persönliche Rendite in ungeahnte Höhen hochzuschrauben.

Federer bleibt der Grösste. Auch wenn sein Aufstieg gelegentlichen Höhenrausch entfachte. In merkwürdiger Erinnerung bleibt sein Wimbledon-Auftritt im kitschweissen Massanzug-Trainer mit den aufgestanzten Goldinitialen «RF». Der Kult des Schönspielers und Rekordchampions schlug beim Basler bisweilen ins Divenhafte aus. Unter Turnierdirektoren gilt Federer mittlerweile als irritierend geschäftstüchtiger Erbsenzähler. Es passt ins Bild, dass sich der Sonnenkönig des Tennis nur selten dazu herabliess, für die Schweiz in die Schützengräben des Davis-Cup zu steigen. Die eigene Karriere verlangte nach einträglicheren Prioritäten. Phasenweise sah der stets perfekt frisierte, wie aus dem Ei geschälte Federer wie sein eigenes fleischgewordenes Denkmal aus.

Zur stratosphärischen Geschmeidigkeit des überlegenen Landsmanns war Stanislas Wawrinka das bodenständige Kontrastprogramm. Der deutsch-tschechische Lausanne-Schweizer, der auf einem Bauernhof aufwuchs, krampfte sich jahrelang durchs Tränental vermeidbarer Niederlagen. Er gab nie auf und biss sich durch. Als Kind trainierte er bis in alle Nacht, um seine Grundschläge zu vervollkommen. Er war nie der Talentierteste, aber offenbar immer der Fleissigste auf dem Platz. Sein Erfolg jetzt am Grand-Slam-Turnier in Melbourne ist ein Triumph des Willens über die Grenzen der eigenen Begabung.

Während Federer schwerelos im internationalen Sport-, Mode- und Unterhaltungs-Jetset mitglitzert, verbreitet der pockennarbige Aufsteiger Wawrinka den Antiglamour des



«Kult des Schönspielers».

bescheidenen Schwerarbeiters mit Herz. Er spielt weder in durchgestylten Designerleibchen noch mit Tennisschlägern der angesagten Marken Wilson oder Head. Auch das neurotische Brimborium an Zupf-, Zwinker- und Zuck-Ritualen, wie sie etwa ein Nadal vor jedem Ballwechsel aufführt, ist ihm fremd. Wawrinka verkörpert auf dem Platz die fokussierte Intensität eines Uhrmachers oder Auto-mechanikers, der sich jeden Handgriff in mühseliger Routine antrainieren musste. Man merkt seinem Spiel irgendwie an, dass ihm nichts in den Schoss fiel. Sein Tennis ist typisch schweizerisch, weil ihm das Übertriebene, Verschnörkelte und Pathetische abgeht. Hier wur-



de alles einer harten Natur abgerungen und auf Zweckmässigkeit hin zurechtgemeisselt.

Kurz vor Melbourne wählte ihn eine Publikumsjury des Fernsehens gerade noch rechtzeitig zum «Schweizer des Jahres». Wawrinka ist beliebt, weil er erfolgreich ist, vor allem aber, weil er echt wirkt und keine Show abzieht. Seine Bescheidenheit ist keine Masche, sondern nach Auffassung von Leuten, die ihn kennen, Ausdruck einer sozialen Ader, die ihm die Eltern vererbten. Auf dem väterlichen Bauernhof in Saint-Barthélemy werden Behinderte betreut, unter denen der junge Wawrinka traktorfahrend aufwuchs.

Der Vater kam aus der Tschechoslowakei via Deutschland in die Schweiz und heiratete eine Einheimische. Daher hat Sohn Stanislas auch den deutschen Pass. Dennoch sind die Bindungen an die Westschweizer Heimat eng. Vor ein paar Jahren wollten ihn die Deutschen als Tennisspieler für sich verpflichten. Das Angebot war verlockend, denn der deutsche Sport- und Sponsoringmarkt ist viel grösser als der schweizerische. Zudem gab es nach dem Rücktritt Boris Beckers bei den Deutschen keinen Federer, der Wawrinka vor der Sonne gestanden wäre. Vieles sprach für einen Transfer, doch Wawrinka lehnte ab, er sei Schweizer, ein Wechsel komme nicht in Frage.

Seinem Lokalpatriotismus blieb er treu: Wawrinka engagiert sich für den Eishockeyklub Lausanne. In aller Selbstverständlichkeit stellt er sich auch weiterhin loyal in den Dienst des Schweizerischen Tennisverbands. Es ist bezeichnend, dass er mitten im Jubel und Trubel von Australien mit seinem Coach Severin Lüthi bereits den nächsten Davis-Cup-Einsatz gegen Serbien am kommenden Wochenende vorbereitet. Superstar Federer hingegen wird trotz ausgezeichneter Form unverständlicherweise auch diesmal wieder fehlen. Anscheinend passt der ehrenvolle Länderwettbewerb nicht ins Geschäftsmodell des Jahrhundertspielers, der sein Racket bestenfalls erst dann auspackt, wenn die Schweizer (dank Wawrinka) die Halbfinals oder die Finals erreichen.

Wawrinkas über Jahre erdauertes Grand-Slam-Erfolg in Melbourne ist eine Inspiration für alle, die sich nicht auf der Überholspur des Lebens bewegen. Dass er im Verschleisskampf gegen den von Wunden gequälten Schmerzensmann Rafael Nadal im Final fast so etwas wie Mitleid mit dem Gegner entwickelte und vorübergehend aus dem Konzept geriet, hatte etwas Rührendes. Man kann sich Wawrinka als reale Tennis-Variante des fiktiven Hollywood-Boxers Rocky Balboa vorstellen, der sich aus den feucht-schwülen Trainingskellern Philadelphias zwischen Fleischmarkt und Hinterhof zum Champion hochschwitzte. Möge der späte Frühling des sympathischen Westschweizers noch möglichst lange dauern.



Schweizer Sternstunden: «Heidi». Seite 56



Jagdsaison in Pakistan. Seite 48



Zahlen zur Abtreibungsdebatte. Seite 14



Freundschaften: Sportler Wawrinka. Seite 47

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Das Ehe-Aus naht

11 Im Auge Eric Favre, Nespresso-Erfinder

12 Kommentar Professoren machen mobil

13 Personenkontrolle Graf, Petri, «Carlos», Hildebrand, Prelicz-Huber, Reding

13 Nachruf Pete Seeger, Musiker

14 «Mir redet niemand mehr drein»

Schwangerschaft: Ausländerinnen lassen häufiger abtreiben

16 Mörgeli Bildungsbeamte und Forschungsbürokraten

16 Bodenmann Angst vor dem fliegenden Wolff

17 Ausland Mal schauen, was herauskommt

18 Die Deutschen An Krücken

18 Wirtschaft Geschicht gekleisterter Unsinn

19 Medien Ist das gerecht?

19 Gesellschaft Abserviert

20 Leserbriefe / Darf man das?

Hintergrund

22 Schnaps gegen den Kater

Gefahren des Wirtschaftswachstums für die Schweiz

24 «Gutes Leben ohne Schweiss» Interview mit dem ehemaligen US-Finanzminister Larry Summers

26 Das Bürokratiemonster lebt bereits

Die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit

28 «Mamma Svizzera» hat genug

Das Tessin leidet unter der Zuwanderung

30 Dichtestress? Thomas Haemmerli zur Personenfreizügigkeit

31 Die neue Macht Thomas Matter über Gewerkschaften

32 Leupi mimt den Macher

Günstige Stadtwohnungen für Gutbetuchte:
Der Zürcher Finanzvorsteher will aufräumen

34 Der Schwindel des Herzspezialisten

Vertuschungsversuche von Thomas Lüscher

36 Obszöne Ansprüche Vollkasko-Mentalität der Schweizer

37 «Ein Dach über dem Kopf» Ruth Dreifuss und der Fall Grüniger

38 Im Netz der eigenen Intrige

Fall Mörgeli, Teil 9

41 Die Klausel für den Klüngel Neuer Ticketcorner-Vertrag

42 Der Diamant aus Andermatt

Bernhard Russis Weg auf den Gipfel

47 Die besten schlechten Freunde Federer, Nadal, Wawrinka

48 Vogeljagd der Extraklasse in Pakistan

Eine Weidmannsposse über Potenz, Gotteswahn
und bedrohtes Geflügel

51 Aber, aber «Monsieur le Président» Julia Onken über Hollande

56 «Heidi»: Tell ohne Armbrust

Serie: Sternstunden der Schweiz

SIMPLY CLEVER

ŠKODA



VORSPRUNG FÜR DIE SCHWEIZ



www.skoda.ch oder auf 

New ŠKODA Yeti

Der neue ŠKODA Yeti fürs stilvolle City-Abenteuer und als Outdoor-Version: Das ist 4x4-Vorsprung, made for Switzerland. Entdecken Sie einen Grenzgänger, der für die Vielfalt unseres Landes wie geschaffen ist. Dank des intelligenten Allradantriebs und der exzellenten Fahrleistungen meistert er jedes Terrain sicher und zuverlässig! Und mit den cleveren Fahrerassistenzsystemen, dem wandlungsfähigen Platzangebot und dem markanten Design bietet er Ihnen alles, um die Schweiz von ihren faszinierendsten Seiten kennenzulernen. Testen Sie den neuen SUV von ŠKODA mit Front- oder 4x4-Antrieb auf einer Probefahrt! **ŠKODA. Made for Switzerland.**





«Kunst des Schweigens»: Berater Stöhlker. Seite 52

Interview

52 «Politik ist wie Malaria»

Interview mit dem legendären Kommunikationsberater Klaus J. Stöhlker

Stil & Kultur

58 Stil & Kultur Silvio Berlusconi

60 Der schielende van Gogh

Fälschung im Zürcher Kunsthaus

64 Bestseller

65 Pop Aus heiteren Himmeln

66 Top 10

66 Kino Der trödelige Kraftkern

67 Jazz Philip Catherines Ton und Timbre

68 Namen Christine Vögeli

69 Hochzeit Wirksames Mittel

69 Thiel Rassismustheorie

70 Stilkritik Mein Gott, Boris

71 Die Liste Retro-Rucksäcke

71 Klassiker Alter Schwede

71 Hat das Stil? Jeroen van Rooijen antwortet

72 Wein Vermentino-Time

72 Zu Tisch Ankündigungskulinarik

73 Auto «Leise, kraftvoll, Mitsubishi»

74 MvH trifft Espresso-Unternehmer Francesco Illy

Autoren in dieser Ausgabe

Martin Born



Born ist einer der renommiertesten Sportjournalisten des Landes. In dieser Nummer befasst er sich mit dem faszinierenden Leben der Urner Sportlegende Bernhard Russi. Seite 42

Thomas Haemmerli

Der Autor und Unternehmer lebt in Zürich, Brasilien und Georgien. Im



Hinblick auf die Abstimmung über die «Masseneinwanderungs-Initiative» beschreibt Haemmerli in einem Essay, die Vorzüge der Personenfreizügigkeit und weshalb sie gut ist für die Schweiz. Seite 30

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH

Glasgow–Inverness–Edinburgh

11 Tage ab Fr. 3990.-

inkl. Flug und allen Ausflügen



- **Luxuriöses Schiff mit einmaligem Ambiente**
- **Bezaubernde Küstenlandschaft**
- **Schlösser, Burgen, Landhäuser**
- **Caledonian Canal mit «Neptune's Staircase»**

MV Lord of the Glens*****

Ehemaliges Hochseeschiff mit Decks aus Teakholz und Innenausstattung aus edlen Harthölzern, was zum Ambiente eines Luxus-schiffes beiträgt. Das Gros der 27 Kabinen (ca. 10 m²) sind mit grossen, nicht zu öffnenden Fenstern ausgestattet, vier haben grosse Bullaugen. Geschmackvolle Kabinen mit Dusche/WC, Föhn, Klimaanlage, Telefon, TV/Radio, Safe, Bademäntel und Toilettenartikel. Vorzügliches Essen im eleganten Restaurant mit grossen Panoramafenstern. Komfortable Lounge, Bar und Bibliothek. **Nichtraucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

2-Bettkabine

Reisedaten 2014

Glasgow–Edinburgh

Edinburgh–Glasgow

16.06.–26.06.*

03.09.–13.09.

14.07.–24.07.*

* nur noch wenige Kabinen frei

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie
- Vollpension an Bord
- Flug Zürich–Glasgow / Edinburgh–Zürich mit KLM via Amsterdam
- Hotelübernachtungen in Glasgow und Edinburgh jeweils mit Frühstück (Reise vom 14.07. und 03.09. Übernachtung ausserhalb Glasgow mit Halbpension)
- Stadtrundfahrten Glasgow und Edinburgh
- Reiseleitung auf dem Schiff mit Schottland-Kennerin Konia
- Bordprogramm
- **Alle Ausflüge**
- Alle Hafentaxen und Transfers

Nicht inbegriffen

An-/Rückreise zum/vom Flughafen, Gepäckgebühren KLM (ca. € 30.–p.P./Weg), Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Getränke, Trinkgelder, Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Tag	Destination	Programm/Ausflüge
1	Zürich–Glasgow	Individuelle Anreise. Flug via Amsterdam nach Glasgow. Hoteltransfer und Übernachtung.
2	Glasgow	Stadtrundfahrt Glasgow und Transfer zum Schiff. Einschiffung. Willkommensdrink und Nachtessen.
3	Inverie	Besuch von Portree. Schifffahrt nach Armadale, Isle of Skye. Besuch des Clan Donald Centre und weiter nach Inverie mit «Old Forge», abgeschiedenes, nur auf dem Wasserweg erreichbares Pub.
4	Tobermory	Fahrt um den Ardnamuchan Point zur Insel Eigg mit Naturschutzgebiet, auch «Smaragd der Inneren Hebriden» genannt. Fahrt durch den Sound of Mull bis zum bunten Fischerhafen Tobermory.
5	Craignure	Ab Craignure, Ausflug auf die Isle of Iona, wo 62 schottische Könige, u.a. Duncan, begraben sind.
6	Banavie	Besuch Duart Castle. Weiterfahrt bis Corpach, durch die acht Schleusen der «Neptune's Staircase» des Caledonian Canals bis Banavie am Fusse des Ben Nevis, Grossbritanniens höchstem Berg.
7	Fort Augustus	Fahrt auf dem Caledonian Canal entlang der Laggan Avenue via Loch Oich nach Fort Augustus. Besuch des 380 m langen und 30 m hohen Glenfinnan-Viadukt mit 21 Pfeilern.
8	Inverness	Fahrt über Loch Ness mit Fotohalt beim Urquhart Castle und Loch Dochfour nach Inverness. Ausflug nach Culloden und Besichtigung der Clava Cairns, einem kreisförmigen Megalithen. Captains-Dinner.
9	Edinburgh	Frühstück, Ausschiffung und Fahrt nach Edinburgh. Stadtrundfahrt. Hotelübernachtung.
10	Edinburgh	Der Tag steht für eigene Aktivitäten zur Verfügung. Übernachtung im Hotel.
11	Edinburgh–Zürich	Frühstück und Transfer zu Flughafen. Rückflug via Amsterdam nach Zürich. Individuelle Heimreise.

Edinburgh–Inverness–Glasgow Gleiche Reise in umgekehrter Reihenfolge.

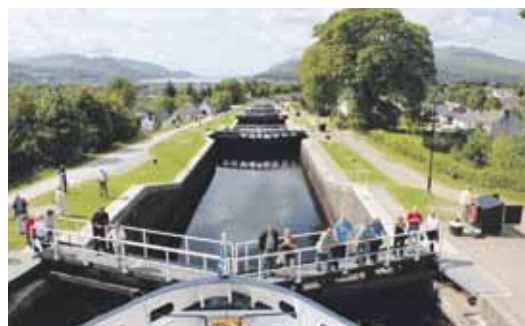
Alle Ausflüge sind im Preis inbegriffen \ Programmänderungen vorbehalten \ Reederei/Partnerfirma: Magna Carta Steamship Ltd.

Preise pro Person in Fr.

2-Bettkabine James Watt	3990
2-Bettkabine David Roberts	4990
2-Bettkabine Superior David Roberts	5390
2-Bettkabine Alexander Graham Bell	5590
Zuschlag zur Alleinbenutzung James Watt	1190



Glenfinnan-Viadukt



«Neptune's Staircase»



Restaurant

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550

verlangen Sie Karin Strübi

Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen



Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden

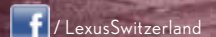
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch

NO.1 PREMIUM HYBRID.

LEADERSHIP IN BEWEGUNG; DER LEXUS RX 450h.



ERLEBEN SIE DEN RX 450h LIVE: JETZT TESTEN UND VOM LEXUS PREMIUM-PREISVORTEIL VON CHF 11130.-* PROFITIEREN! WEITERE ATTRAKTIVE ÜBERRASCHUNGEN ERWARTEN SIE AUF LEXUS-FAHREN.CH/RX



Leadership heisst allen vorangehen, aber auch Verantwortung übernehmen. So, wie Lexus mit der PREMIUM-GELÄNDE-LIMOUSINE LEXUS RX 450h: Vollendetes Design trifft auf fortschrittlichste Technologie. Wegweisender Vollhybridantrieb mit beeindruckender Kraftentfaltung und klassenbesten Emissions- und Verbrauchswerten. E-Four-Allradantrieb und serienmässiger Komfort à discretion für komplettes Fahrvergnügen. EINE PROBEFAHRT WIRD SIE VOLLENDTS BEGEISTERN.

RX 450h



JETZT PROFITIEREN: IHR LEXUS PARTNER OFFERT AUF DIE GESAMTE VOLLHYBRID-PALETTE EIN 2,5%-PREMIUM-LEASING.



CT 200h impression
Ab CHF 35 900.-* / CHF 299.-/Mt.
(3,7 l/100 km, 87 g/km, A)

NEW IS 300h
Ab CHF 43 900.-* / CHF 415.-/Mt.
(4,3 l/100 km, 99 g/km, A)

NEW GS 300h impression
Ab CHF 59 900.-* / CHF 639.-/Mt.
(4,7 l/100 km, 109 g/km, A)

NEW LS 600h comfort
Ab CHF 140 900.-* / CHF 1499.-/Mt.
(8,6 l/100 km, 199 g/km, F)

RX 450h impression
Ab CHF 71 000.-* / CHF 616.-/Mt.
(6,3 l/100 km, 145 g/km, C)

LEXUS CENTER: BASEL EMIL FREY AG **BERN-OSTERMUNDIGEN** EMIL FREY AG **CRISSIER** EMIL FREY SA **ERLENBACH-ZOLLIKON** EMIL FREY AG **GENÈVE** EMIL FREY SA **NORANCO-LUGANO** EMIL FREY SA **SAFENWIL** EMIL FREY AG **SCHLIEREN** EMIL FREY AG **ST.GALLEN** EMIL FREY AG **WETZIKON** GRUSS EHRLER AG **ZÜRICH NORD** EMIL FREY AG

*Empfohlener Netto-Verkaufspreis (nach Abzug Lexus Premium-Preisvorteil) inkl. MwSt. RX 450h impression (3,5-Liter-Vollhybrid, 5-türig) ab CHF 78 000.-, abzüglich Lexus Premium-Preisvorteil CHF 7000.- = CHF 71 000.- inkl. Gratis-Winterpaket im Wert von CHF 4130.-. Leasingrate monatlich ab CHF 616.35 inkl. MwSt. Ø Verbrauch 6,3 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 145 g/km, Energieeffizienz-Kategorie C. Abgebildetes Fahrzeug: RX 450h F SPORT (3,5-Liter-Vollhybrid, 5-türig) ab CHF 95 000.-, abzüglich Lexus Premium-Preisvorteil CHF 7000.- = CHF 88 000.- inkl. Gratis-Winterpaket im Wert von CHF 4130.-. Leasingrate monatlich ab CHF 762.55. Sonderzahlung 25 % vom Nettopreis. 48 Monate, 10 000 km/Jahr. E.H. Jahreszins: 2,53 % (CT 200h 1,92%). Kautions 5 % des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Premium-Leasing und Lexus Premium-Preisvorteil gültig für Vertragsabschlüsse ab 14.01.2014 mit Inverkehrsetzung bis 30.04.2014 oder bis auf Widerruf. Gratis-Winterpaket solange Vorrat. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 715/2007/EWG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 148 g/km.

Das Ehe-Aus naht

Von Urs Paul Engeler — Der Nachscheidungskrieg zwischen CVP und GLP entwickelt sich zur Grundsatzdebatte über die Ehe. Mit absehbarem Ende – für das Institut der Ehe.



Im kollektiven Bewusstsein verankert: die Ehe zwischen Mann und Frau.

Da haben die Unglückspolitiker der CVP sich eine tiefe Grube gegraben. Sie wollten wieder die guten «Familien-Parteiler» spielen, die sie längst nicht mehr sind, und haben zwei Initiativen eingereicht: «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» sowie «Familien stärken! Steuerfreie Kinder- und Ausbildungszulagen». Die Begehren zielen zwar auf fiskalische Vorteile für Eheleute und Familien, wollen aber zugleich die traditionelle Auffassung von der Ehe in der Verfassung festschreiben.

Neu müsse, fordert die CVP, dort stehen: «Die Ehe ist eine auf die Dauer angelegte und gesetzlich geregelte Verbindung zwischen Mann und Frau.» Im Widerspruch dazu hat die CVP indes alle Anliegen unterstützt, auch die gleichgeschlechtlichen Verbindungen – sowohl die zwischen Mann und Mann wie jene zwischen Frau und Frau – gesetzlich zu regeln und damit offiziell anzuerkennen.

«Ehe für alle»

Nun sagt ausgerechnet die frühere politische Konkubine der CVP, die Grünliberale Partei (GLP), der verlassenen Partnerin den Kampf an, und zwar prinzipiell. Sie fordert in Vorstössen die «Ehe für alle». Falls die GLP diesmal wirklich liberal ist, meint sie es wörtlich. Damit ist die Grundsatzdebatte lanciert: über

die Formen einer Ehe, über deren Zweck und über die Rolle des Staates bei der Regelung zwischenmenschlicher Beziehungen.

Was die CVP in die Verfassung schreiben will, ist der Rückgriff auf die lange kulturell-religiöse und im kollektiven Bewusstsein tiefverankerte Tradition des Abendlandes: die Ehe als Verbindung von Frau und Mann zum Zweck der Fortpflanzung und Aufzucht sowie zur obrigkeitlich kontrollierten Kanalisierung des Sexuallebens. Überdies hat diese kirchlich und staatlich regulierte Gemeinschaft wichtige politische und ökonomische Funktionen erfüllt, etwa die gegenseitige Absicherung der Vermögen, den sozialen und wirtschaftlichen Schutz der Partner und Kinder und die Vererbung der Güter in der familiären Linie.

Diesen Ehebegriff wagte niemand offen anzugreifen, auch die Politiker nicht, als sie die Bundesverfassung änderten. Ohne weitere Zusätze heisst es in Artikel 14 nur: «Das Recht auf Ehe und Familie ist gewährleistet.» Die – einschränkenden – Details füllen dann über 160 Artikel des Zivilgesetzbuches. Die Bestimmungen zu «eingetragenen Partnerschaften» ergeben ein separates Gesetz.

Zwar postuliert die GLP nun plakativ die «Ehe für alle» und eine Änderung der Verfassung. In

» Fortsetzung auf Seite 12

Das Dorfwunder



Eric Favre, Nespresso-Erfinder.

Stanislas Wawrinka, der im fernen Melbourne zu Grand-Slam-Ruhm aufstieg, hat sein Heimatdorf, 1040 Saint-Barthélemy VD, auf die Weltkarte gesetzt. In Saint-Barthélemy, 785 Einwohner, kennt jeder jeden. Stans Vater ging hier mit Lucien Favre zur Schule, dem Fussballtrainer, der mit Borussia Mönchengladbach Deutschland aufrollt. In Saint-Barthélemy heisst jeder Vierte Favre. Hier kam auch Eric Favre zur Welt, vor 68 Jahren, und keiner hat die Kontinente erobert wie er, all jene Scharen von Koffeinabhängigen, Morgenmuffeln, Stressbeladenen und anderen Geniessern, die immer wieder zuverlässig in den Tag zurückfinden mit schlafwandlerischen Handgriffen, Schalter an, Kapsel rein, Taste drücken – und der Espresso fliesst luftig-duftend in die Tasse, Milliarden von Portionen jährlich. Wie vom Barista Eugenio aus der Maschine gehebelt in der Römer Bar «Sant’ Eustachio», dort, wo Eric Favre, der sich von seiner italienischen Frau Anna-Maria in den Ferien über den Stiefel schleppen liess, sein Erweckungserlebnis hatte. Er war damals Lebensmittelingenieur bei Nestlé, doch seine Kapselidee fand keinen Gefallen, weil der Konzern schon sein blühendes Nescafé-Pulver-Geschäft hatte.

Eric Favre gründete seine eigene Firma Monodor in Saint-Barthélemy und erfand den Apparat mit dem eingebauten Kolbenfilter. Mit Nestlé, mit Lavazza und der Migros schloss er Lizenzverträge (und musste seine Tantiemen oft gerichtlich erstreiten); 2011 liefen seine Patentrechte aus. Er verbirgt seinen Welterfolg kokett hinter dem Werbebotschafter: «Ich bin nicht George Clooney.» Mit seinem Stoppelbart stilisiert er sich eher wie der Namensvetter Louis Favre, der Erbauer des Gotthard-Eisenbahntunnels. Ein geborener Innovator wie er setzt sich auch nicht zur Ruhe und trinkt Tee – er erfindet die Teekapsel. Er überwindet den herkömmlichen Teebeutel und findet heraus, dass Tee seine Aromen besser entfaltet, wenn er nur mit 70 bis 82 Grad und nicht auf Siedetemperatur gebrüht wird. Aber abwarten, wie beim Espresso, mag er nicht mehr: Unlängst hat Favre seine Tpresso einer privaten Investorengruppe verkauft.

Peter Hartmann

Wirklichkeit will sie nur die gleichgeschlechtlichen Zweierbeziehungen auch als echte «Ehen» anerkennen lassen. Das ist nicht sehr liberal.

Wenn die abendländische Tradition schon über Bord geworfen werden soll, dann müsste dieser Bruch zumindest konsequent erfolgen. Aus libertärer Optik ist nämlich nicht einzusehen, warum nur die Gemeinschaft eines Duos offiziell gebilligt und speziell geschützt werden soll. Tatsächlich ist es nicht nur denkbar, sondern (inzwischen oft offen deklarierte) Realität, dass ein Mann harmonisch mit mehr als einer Frau oder eine Frau in Frieden mit mehr als einem Mann zusammenlebt. Soll das «Recht auf Ehe und Familie» wirklich «für alle» gelten, dann müssten folgerichtig auch solche und ähnliche freiwillige menschliche Kombinationen, aus denen übrigens auch Kinder hervorgehen, als «Ehen» gelten.

Weil aber die Zahl möglicher Konfigurationen fast unbegrenzt ist, verliert die Gesetzgebung ihren Sinn. Es müsste jede beliebige, von Individuen gewünschte Lebensform, etwa auch die Gemeinschaft dreier Frauen, als «Ehe» anerkannt und geregelt werden. Damit endet aber die Ehe als besonderes rechtliches Institut. Was, nüchtern betrachtet, schon heute weitgehend der Fall ist, nicht nur, weil Schwule und Lesben die gleichen Rechte in Anspruch nehmen können.

Konkubinats als Normalfall

Das Konkubinats hat sich in der westlichen Welt als breit akzeptierte Lebensform etabliert. Die Zeugung und Erziehung von Kindern ist längst von der Eheschliessung entkoppelt. In den USA wird, so die Statistik stimmt, bereits die Mehrheit der Kinder von unverheirateten Menschen grossgezogen. Für den sozialen und wirtschaftlichen Schutz der Individuen sind kaum mehr deren Partner zuständig. Diese Funktionen hat das lückenlose soziale Netz übernommen, das jede Lebenslage mit Geld und Dienstleistungen absichert. Bei einer Trennungs- und Scheidungsrate von rund fünfzig Prozent ist eine Ehe mittlerweile nicht mehr «auf Dauer» angelegt, sondern für die Hälfte dieser Paare ein eher episodischer Lebensabschnitt.

Der Vollversorgungsstaat hat sämtliche Aufgaben der tradierten Ehe übernommen. Gesellschaftlich, rechtlich und ökonomisch ist sie hinfällig geworden. Die tradierte Ehe befriedigt noch die emotionalen, moralischen und religiösen Bedürfnisse vieler Menschen. Alle anderen Aspekte – vom Güterstand über Erziehung bis Erbschaft – können erwachsene Menschen vertraglich abmachen.

Mit ihrer Definition der Ehe als dauerhafte und «gesetzlich geregelte Verbindung zwischen Mann und Frau» hat die CVP eine Diskussion angestossen, die genau in die entgegengesetzte Richtung läuft.

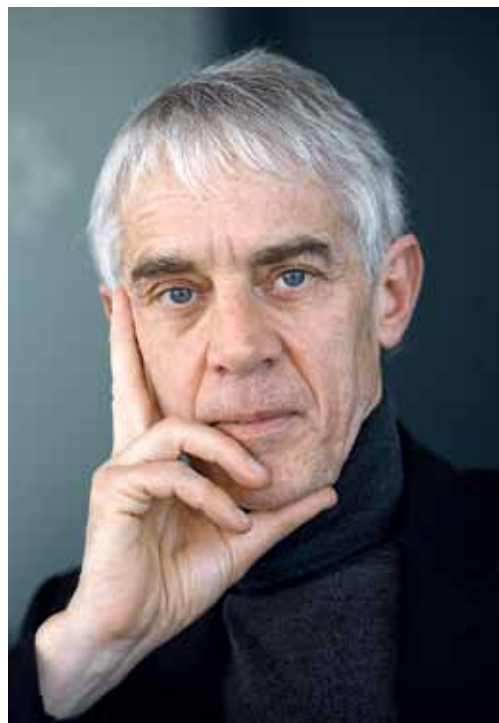
Personenfreizügigkeit

Professoren machen mobil

Von Philipp Gut — Die Spitzenvertreter der Wissenschaft mischen sich in den Abstimmungskampf ein und warnen vor einem Ja zur Zuwanderungsinitiative. Sie schaden sich selber.

Die Front ist geschlossen, die Liste der Unterzeichner ist lang. Rechtzeitig zur heissen Phase des Abstimmungskampfes hat sich die Corona des Wissenschaftsbetriebs in einem Manifest gegen die Einwanderungsinitiative der SVP gewandt. Darunter die Rektoren der Universitäten und Fachhochschulen, weiter die Präsidenten der Akademien der Wissenschaften Schweiz sowie die Leitung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Die Personenfreizügigkeit sei der «Königsweg zu exzellenter Bildung und Forschung», schreiben die «Vertreter des Wissensplatzes Schweiz». Eine Annahme der Initiative, warnen sie, könnte «den Erfolg der Schweizer Wissenschaft gefährden».

Ihr Plädoyer für die Personenfreizügigkeit begründen die Wissenschaftler mit drei Argumenten: einer einfacheren Rekrutierung des Personals, dem leichteren Zugang von Schweizer Forschern zu ausländischen Universitäten und schliesslich mit den bilateralen Forschungsabkommen, für welche die Personenfreizügigkeit die Voraussetzung bilde. Diese Argumentation erstaunt, zunächst inhaltlich: Die Wissenschaftler malen die Folgen eines Ja brandschwarz, wenn sie den Erfolg der ganzen Schweizer Wissenschaft in Gefahr sehen. Mit Verlaub: Hat es vor dem 1. Juni 2002, als die Personenfreizügigkeit eingeführt wurde, keine erfolgreiche Schweizer Wissenschaft gegeben?



Eine Milliarde Steuergelder: Martin Vetterli.

Hat sich etwas die ETH Zürich ihren Weltruf erst seither errungen? Gab es denn vorher keine Schweizer Nobelpreisträger?

Zweitens: Die vielgepriesene Mobilität ist seit Inkrafttreten der Personenfreizügigkeit und des sogenannten Bologna-Abkommens nicht einfacher und unbürokratischer, sondern schwieriger geworden. Wer im Ausland studieren und forschen wollte, konnte das überdies immer schon tun.

Dass die Wissenschaft vom internationalen Austausch und vom freien Markt der besten Köpfe profitiert, ist klar. Nur: Diesen Markt gibt es längst. Insider bestätigen: In Berufungskommissionen fragt man nie danach, ob ein Bewerber einen EU-Pass hat oder nicht. Das spielt überhaupt keine Rolle. Will man einen Amerikaner oder einen Chinesen, kann dieser problemlos kommen. Die Behauptung, wonach ein Ja zur Initiative die heimische Wissenschaft ins Abseits stossen würde, entbehrt deshalb jeder Grundlage.

Die besten Unis haben die USA

Vielleicht würde so der Denkhorizont sogar erweitert – weg vom europäischen Gärtchenblick, hin zu den Spitzenkräften der ganzen Welt. Die besten Universitäten liegen ohnehin nicht in Deutschland oder Frankreich, sondern in den USA. Und sie sind privat, nicht steuergeldfinanziert wie hierzulande. Hier kommt eine grundsätzliche Überlegung ins Spiel. Ist es richtig, dass etwa der Nationalfonds, der jährlich fast eine Milliarde Steuergelder verteilt, Abstimmungsparolen herausgibt? Martin Vetterli, Präsident des SNF-Forschungsrats, sieht darin kein Problem: «Es ist unsere Aufgabe, uns für gute Rahmenbedingungen für den Forschungsplatz Schweiz einzusetzen», so Vetterli.

Einspruch sei erlaubt: Professoren, die sonst nicht müde werden, die Objektivität ihrer angeblich rein wissenschaftlichen Forschung zu betonen, handeln sich ein Glaubwürdigkeitsproblem ein, wenn sie Politik machen. Und sie müssen sich nicht wundern, wenn das Parlament beim nächsten Förderentscheid etwas genauer hinschaut. Bisher erwuchs dem Nationalfonds keine ernsthafte Opposition. Das könnte sich ändern, sagt SVP-Präsident Toni Brunner. Der Nationalfonds müsse aufpassen, dass er nicht selber Widerstand provoziere. Wer fast ausschliesslich vom Geld der Steuerzahler lebt, ist tatsächlich gut beraten, wenn er sich in politischen Fragen Zurückhaltung auferlegt.

Personenkontrolle

Graf, Petri, «Carlos», Hildebrand, Prelicz-Huber, Reding

Der Zürcher Justizdirektor **Martin Graf** (Grüne) und seine Parteikollegin **Gabi Petri**, die als Parlamentarierin das Justizwesen überwacht, sind keine Freunde. Als vor einem Jahr Petris Ausschluss aus der grünen Fraktion wegen mangelnder Linientreue scheiterte, boykottierte Graf monatelang die Fraktions-sitzungen. Im Fall «Carlos» nun verschonte Petri den Justizdirektor nicht mit Kritik. Gemäss einem Bericht des *Tages-Anzeigers* soll Gabi Petri nun via Amtszeitbeschränkung aus der Justizkommission entfernt werden. Offiziell lancierte **Ruedi Lais** (SP) den Vorstoss, gemäss Insidern steht hinter diesem aber die grüne



Debakel zeichnet sich ab: Justizdirektor Graf.

Kantonsrätin **Esther Hildebrand** – die Lebenspartnerin von Martin Graf. Tatsache ist: Nachdem die *Weltwoche* aufgedeckt hatte, wie im Fall «Carlos» externe PR-Berater Regie führten, will die Justizkommission das Dossier noch einmal unter die Lupe nehmen. In Grafs Direktion liegen die Nerven blank, ein Debakel zeichnet sich ab. Weil der Zögling «Carlos» im Zentrum Uitikon, wo er eine Lehre absolvieren sollte, jede Kooperation verweigerte und aus Protest seine Zelle unter Wasser setzte, wurde er letzte Woche ins Bezirksgefängnis Zürich verlegt. Wie es mit dem störrischen Burschen, der seine Jugendstrafe längst verbüsst hat, nun weitergehen soll, weiss kein Mensch. (axb)

Das Chaos in der Buchhaltung der Roten Fabrik war bereits komplett, als im Laufe des Jahres 2011 insgesamt 25 000 Franken verschwanden. Die Buchhalterin, die unbehelligt solche Kassenfehlbeträge verantwortete, liess sich krankschreiben und ward nicht mehr gesehn. Also stellte das alternative Kulturzentrum in Zürich Wollishofen einen neuen Buchhalter an, der aber nach drei Monaten aufgab, weil ihm das Durcheinander zu gross war. Gleich lang hielt es sein Nachfolger aus. Nachdem die *Weltwoche* (Nr. 2/14) über die Zustände in der Roten Fabrik berichtet hatte, versuchte der Betreiberverein



Liegenschafts-Update: Nationalrätin Riklin.

den Eindruck zu vermitteln, die Lage sei unter Kontrolle. **Katharina Prelicz-Huber**, Mitglied im Vorstandskollektiv und abgewählte grüne Nationalrätin, versicherte auf Anfrage der NZZ: «Die Ordnung in der Buchhaltung ist wieder hergestellt.» Die Jubelmeldung kam offenbar verfrüht: Der neue Buchhalter hat noch in der Probezeit kapituliert. (cal)

Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP) ergänzt auf ihrer Website unter dem Menüpunkt «Medien-Links, Korrekturen» die Berichterstattung der *Weltwoche* zu ihrer Wohnsituation. Die Profipolitikerin, die in einer günstigen Wohnung der Stadt Zürich an der Limmat wohnt, besitzt demnach nicht nur Liegenschaften in Zürich Fluntern und am Luganersee. Sie besitze aus dem Nachlass ihres Vaters überdies einen Anteil an einem Ferienhaus in der Surselva. (cal)

Rechtsstaatlichkeit, einer der Werte, auf dem die Europäische Union beruht, scheint die in Brüssel regierenden Damen und Herren der EU-Kommission nicht zu interessieren. So diktierte Vizekommissarin **Viviane Reding** der *Schweiz am Sonntag* im Interview: «Es ist eine Illusion, zu meinen, die Personenfreizügigkeit könnte einzeln nachverhandelt werden.» Dabei erlaubt das Abkommen in Artikel 14, dass «bei schwerwiegenden wirtschaftlichen oder sozialen Problemen der Gemischte Ausschuss auf Verlangen einer Vertragspartei zusammentritt, um geeignete Abhilfemassnahmen zu prüfen». Aber auch ohne Probleme kann die Schweiz dem Gemischten Ausschuss einen Vorschlag unterbreiten, wenn sie «eine Revision dieses Abkommens wünscht», wie Artikel 18 festhält. (cmu)



«Eine Illusion»: EU-Vizekommissarin Reding.

Nachruf



«God's Counting on Me»: Folksänger Seeger.

Pete Seeger (1919–2014) — Mit dem Protest gegen den Protestsänger Bob Dylan ging Pete Seeger wirklich in die Musikgeschichte ein. Er regte sich auf, als sich sein Schützling am Newport Folk Festival 1965 die elektrische Gitarre umhängte und mit Bluesmusikern losrührte. Um die Reaktion von Pete Seeger ranken sich Legenden, gemäss seinen eigenen Worten schrie er den Tontechniker an: «Verdammt, wenn ich eine Axt hätte, würde ich das Kabel durchhacken.» Es war auch ein Wendepunkt in Pete Seegers Leben.

Er verkörperte bis dahin mit seinem fünfsaitigen Banjo die amerikanische Tradition, politische Bewegungen mit Songs aus dem Volk und für das Volk voranzutreiben. 1919 in Manhattan geboren, trat er mit 23 der Kommunistischen Partei bei. 1941 gründete er mit Woody Guthrie eine «singende Zeitung» für die Linke: The Almanac Singers. Seine nächste Gruppe, The Weavers (nach dem Drama von Gerhart Hauptmann), trat im Frack auf und feierte mit «Goodnight, Irene» einen Megahit; Pete Seeger kam gleichwohl auf die schwarze Liste – und sagte sich auch nie wirklich von der Partei los. Den grössten Erfolg brachten ihm zwei sanfte Hymnen: sein Song «Where Have All the Flowers Gone?» und der Spiritual «We Shall Overcome». Aber die Zeit des Gutmenschen als Folksänger lief eben 1965 aus. Pete Seeger scherte sich nicht darum. Er sang noch mit 92 für «Occupy Wall Street», 2012 gab er am Tag der Präsidentenwahl sein letztes Video heraus: «God's Counting On Me, God's Counting On You». *Markus Schär*

«Mir redet niemand mehr drein»

Von Daniela Niederberger — In der Schweiz lassen Ausländerinnen häufiger abtreiben als Schweizerinnen, manche gar mehrmals. Auffallend viele stammen aus einem muslimischen Elternhaus.

10 853 Frauen haben im Jahr 2012 in der Schweiz abgetrieben. Davon waren 10 477 in der Schweiz wohnhaft, der Rest reiste extra über die Grenze, um hier die Schwangerschaft zu beenden. Von den 10 477 in der Schweiz lebenden Frauen, die abtreiben liessen, sind 48 Prozent Ausländerinnen, 51 Prozent Schweizerinnen, von einem Prozent ist die Nationalität unbekannt. Die Ausländerinnen sind, wenn es um einen Schwangerschaftsabbruch geht, deutlich übervertreten. Denn der Ausländeranteil liegt in der Schweiz bei 23,3 Prozent. Ausländerinnen lassen also viel häufiger abtreiben als Schweizerinnen.

In der Genfersee-Region sind es 51 Prozent Ausländerinnen, im Wallis 52 Prozent und im Thurgau gar 53 Prozent, wie den Daten des Bundesamtes für Statistik zu entnehmen ist. Vor fünf Jahren (2007) war es noch krasser, da waren in der Genfersee-Region 58 Prozent aller Abtreibungen von Ausländerinnen verlangt worden und bloss 41 Prozent von Schweizerinnen. In Basel-Stadt war das Verhältnis 55 Prozent zu 44 Prozent.

Ganz generell wird in der Romandie mehr abgetrieben, von Schweizerinnen wie von Ausländerinnen. Spitzenreiter ist der Kanton Genf mit 13,8 Schwangerschaftsabbrüchen pro 1000 Frauen. Auf Rang zwei folgt Neuenburg mit 10,4. Basel-Stadt ist mit 8,3 ebenfalls vorne mit dabei. In den katholischen Kantonen sind die Frauen erwartungsgemäss zurückhaltender: Luzern hat 5,1 Abtreibungen auf 1000 Frauen, Nidwalden 2,7 und Uri 1,7.

Bei ganz jungen Frauen sind Schwangerschaftsabbrüche rückläufig. Vor fünf Jahren liessen 1147 Teenager zwischen fünfzehn und neunzehn Jahren abtreiben, im Jahr 2012 waren es noch 956. Deutlich sichtbar war der Rückgang im Kanton Zürich, von 196 auf 136. Grund dafür ist vermutlich die sogenannte «Pille danach», mit der bis 72 Stunden nach einem ungeschützten Geschlechtsverkehr die mögliche Schwangerschaft beendet werden kann.

Spitzenreiter Russland

Fünfzehn Abtreibungen wurden bei Mädchen unter fünfzehn Jahren vorgenommen. Erstaunlich viele Frauen über vierzig Jahren lassen eine Schwangerschaft beenden: 835 waren es im Jahr 2012. Und doch sind die Frauen in der Schweiz im Vergleich mit ande-

ren Ländern zurückhaltend, was Abtreibungen angeht. Mit Abstand an der Spitze liegt Russland. Dort lassen jährlich 40 von 1000 Frauen ihr Kind abtreiben. In Rumänien liegt die Abtreibungsrate bei 21 Abbrüchen pro 1000 Frauen, in Bulgarien und Schweden sind es knapp 21, in Ungarn 19,5 und in Grossbritannien 16,5. Im katholischen Italien lassen jährlich 9,4 von 1000 Frauen abtreiben, in Deutschland 7,2 und in der Schweiz 6,7.

In den katholischen Kantonen sind die Frauen zurückhaltender.

Warum lassen in der Schweiz lebende Ausländerinnen öfter abtreiben als Schweizerinnen? Nica Frosch-Gangwisch hatte viele Jahre eine Praxis als Frauenärztin in Zürich. Wenn eine Frau zu ihr kam, die ungewollt schwanger war, nahm sie sich Zeit für ein ausführliches Gespräch, wenn nötig nach der Sprechstunde. «Bei vielen Frauen kam es im ersten Moment zu einer totalen Panikreaktion. Ich versuchte zu erreichen, dass die Frau zur Ruhe kommt und klar überlegen kann.» Meist blieben noch zehn oder gar vierzehn Tage Zeit, bevor ein allfälliger Abbruch nötig wurde. Sie riet den Frauen, die Gründe, die für oder gegen ein Kind sprächen, aufzuschreiben. «Denn sie müssen für den Rest des Lebens mit dem Entscheid leben.» Auch gab sie den Frauen den Rat, den Zettel aufzu-

bewahren. Für den Fall, dass ihnen später einmal nicht mehr klar ist, weshalb sie so entschieden haben.

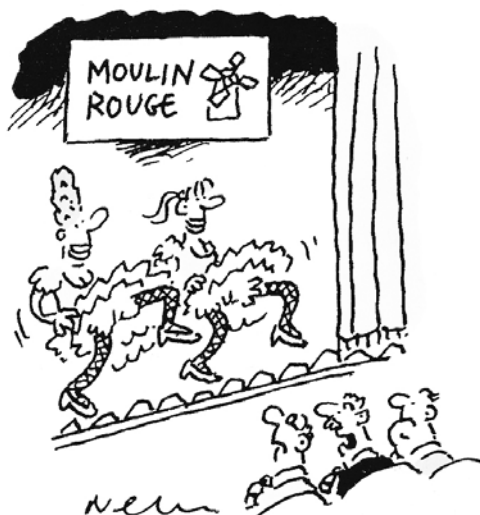
Die Frauenärztin hatte auch Patientinnen aus Ex-Jugoslawien, und da gab es welche, bei denen Abtreibungen gang und gäbe schienen, einzelne Frauen hatten schon mehrere Abbrüche hinter sich. Da wurde mit einer solchen Selbstverständlichkeit eine Abtreibung gefordert, dass Nica Frosch manchmal «fassungslos» war, wie sie erzählt. Sie merkte auch schnell, dass man «nicht gross etwas sagen konnte». Die Frauen verstanden gar nicht, was es da hin und her zu überlegen gebe. «Es ist zum Teil eine andere Mentalität», so Frosch. Sie sagt aber auch, das seien Einzelfälle gewesen. Das grosse Mehr der Frauen habe sich echt mit der Sache auseinandergesetzt.

Folge der Emanzipation

Die Frauen, die scheinbar unbekümmert abtrieben, waren häufig junge Frauen aus islamischem Elternhaus, die «sich emanzipiert und aus ihren Fesseln befreit hatten und die nun selbstbestimmt leben wollten», wie die Ärztin erzählt. «Für diese Frauen war klar: «Mir redet niemand mehr drein.» Die Eltern durften von der Abtreibung natürlich nichts wissen. Der Arzt ist auch bei Minderjährigen, also Mädchen unter 18 Jahren, nicht verpflichtet, die Eltern zu informieren. Für einen Schwangerschaftsabbruch braucht es kein Einverständnis der Eltern.

Vermutlich nehmen junge Frauen aus einem traditionellen oder patriarchalischen Elternhaus weniger häufig die Pille, denn das könnten die Eltern merken, und eigentlich dürften diese Mädchen ja vor der Ehe gar keinen Freund haben. Manche junge Frauen sagten der Frauenärztin, dass sie die Pille nicht wünschten. Kondome waren offensichtlich auch nicht in Gebrauch, «und für den Rest sorgen die anderen», wie Nica Frosch sagt. «Der Rest», also eine Abtreibung, wird von den Krankenkassen finanziert. Eine Abtreibung kostet, wenn sie medikamentös vorgenommen wird, rund 600 Franken. Zwei Drittel der Abbrüche geschehen mittels Medikamente. Eine chirurgische, ambulant vorgenommene Abtreibung, bei der die Gebärmutter ausgekratzt oder abgesaugt wird, kostet rund 750 Franken. Muss die Frau ins Spital, wird es teurer.

Dank der Gespräche, die Nica Frosch mit den ungewollt schwangeren Frauen führte,



«Ich würde lieber im Elysée-Palast sein.»



«Stellen Sie sich vor, man hätte abgetrieben!»

«gibt es einige Kinder, die heute leben, die sonst nicht leben würden». Einer Mutter sagte sie später einmal: «Stellen Sie sich vor, man hätte abgetrieben!» Diese entgegnete: «Höred Si uf! Ich darf nicht daran denken.» Eine andere erzählte ihr stolz von ihrem Sohn, der die Lehre begonnen habe. Auch diese Frau hatte ursprünglich die Schwangerschaft beenden wollen. Umgekehrt spürte die Frauenärztin, dass sie gegenüber Frauen, die abtreiben liessen, das Thema nicht mehr anschneiden durfte.

Bevor Frauenärztin Frosch ihre eigene Praxis eröffnete, arbeitete sie an einer Uni-Klinik. Dort gehörten Abtreibungen zum Tagesgeschäft, man führte sie fast «am fließenden Band» durch. Drei bis fünf pro Tag musste die junge Ärztin vornehmen. Zwar machte sie es nicht gern, aber sie hatte doch das Gefühl, sie helfe den jungen Frauen. Es gab keine grossen Gespräche, dafür fehlte die

Die Frauen verstanden gar nicht, was es da hin und her zu überlegen gebe.

Zeit, und ausserdem dachten die Ärzte: «Wenn die Frau das will und sich das überlegt hat, müssen wir das tun.» Das obligatorische psychiatrische Gutachten sei «ein Witz» gewesen, sagt Frosch.

«Es ist eine sehr unangenehme Arbeit», erzählt sie. «Es ist eine Metzgerei. Man sieht Ärmchen, Beinchen und den Kopf. Das sind kleine Menschlein, die zerstückelt und zerrissen werden.» Vor jeder Abtreibung musste die Frauenärztin per Ultraschall bestimmen, wie weit die Schwangerschaft fortgeschritten ist, weil man sich nicht immer auf die Angaben der Schwangeren verlassen konnte. Auf dem Bildschirm war dann jeweils – klein, aber schon ausgeformt – der Fötus zu sehen. Eine Frau beklagte sich: «Sie sind gemein!» Sie empfand es als Zumutung, das winzige Kindlein zu sehen, bevor es weggemacht wurde. «Aber mir mutete sie zu, dass ich diese Arbeit mache», sagt Frosch. «Ein Ultraschallbild anzuschauen, ist nicht halb so schlimm.»

Köpfchen kam zu Hause raus

Eine andere Frau kam nach der Abtreibung völlig aufgelöst zurück ins Spital und sagte, das Köpfchen des Kindes sei zu Hause rausgekommen. «Sie war hell entsetzt und sagte, das sei ein Kunstfehler.» Das war es aber nicht. Es kann vorkommen, dass in der Operation nicht alles entfernt wird.

Für die Frauenärztin wurden die Schwangerschaftsabbrüche so belastend, dass sie später in ihrer Praxis die Operationen nicht mehr selber ausführte, sondern die Frauen an andere Ärzte und Ärztinnen verwies. ○

Bildungsbeamte und Forschungsbürokraten

Von Christoph Mörgeli

Ein wenig beachtetes Nebenprodukt der Massenzuwanderung ist die Bildung. Die EU kennt keine duale Berufsbildung in Betrieb und Berufsschule. Darum ist dort die Maturitätsquote weit höher – nicht unbedingt aber die Intelligenz. Viele Kinder der EU-Zuwanderer drängen in die Gymnasien. Ihre Eltern fordern mehr und neue Mittelschulen. Und alle kennen die drei Zauberwörter, um die beste Bildung, Wissenschaft und Forschung zu gewinnen: Geld, Geld und Geld.

Doch nichts ist dümmer als die herrschende Klugheit, das Bildungsbudget bestimme den Bildungsstand eines Volkes. Denn das Ungeöhnliche und Überraschende wird sich immer nur bei einer verzweifelt kleinen Minderheit finden. Dies gilt verschärft, wenn sich Intelligenz noch mit Fleiss und Charakter verbinden soll. Doch die pädagogische Geschäftigkeit kümmert sich um das «Wie» statt um das «Was». Dabei habe ich selber die Grundlagen meines Wissens problemlos in einer 44-köpfigen Primarklasse erhalten.

Die doktrinäre Gleichmacherei der Linken will auch in der Bildung den Rasen so kurz wie möglich scheren. Sie nennt es «Demokratisierung», wenn sie verhindert, dass die Fähigen und Begabten über den Durchschnitt hinausragen. Unser Bildungswesen bewegt sich wie Napoleons Grande Armée nach dem Tempo der Fusskranken. Statt einer Alma Mater betreiben wir einen sterilen Lehr-, Prüfungs- und Verwaltungsmoloch. Statt Intellektuelle dozieren Akademiker. In der stumpfen Mittelmässigkeit ihres Bildungsbeamtentums.

Ideologische Abrichtung, horizontloses Spezialistentum und subalternes Netzwerken sind wichtiger als Übersicht und geistige Verwurzelung. Kollektiv organisierte, möglichst spektakuläre EU-Forschungsprojekte erzeugen Kommissionen, Stäbe, Organigramme, Sitzungen, Reisen und Kongresse. Die schöpferische geistige Arbeit erstickt im Leerlauf bürokratischer Geschäftigkeit und im Überfluss an Geld. Wer keine Idee mehr hat, bildet eine Forschungsgruppe. Alles rennt und hetzt. Wenige setzen sich erst mal ganz einsam hin und lassen sich ein Problem einfallen. Die überragende Einzelleistung wird seltener, das Triviale des Kollektivs häufiger. Als ob Einstein seine Relativitätstheorie dank einer Forschungsgemeinschaft gefunden hätte. Als ob Mozart seine «Zauberflöte» mit Hilfe einer Projektgruppe komponiert hätte.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Angst vor dem fliegenden Wolff

Von Peter Bodenmann — Die Österreicher können Sprengstoff-Drohnen abschiessen. Ueli Maurer nachweislich nicht.



Unsere Flugzeuge sind zu schnell: Aufklärungsdrohne Heron 1.

Wir haben jetzt seit fünf Jahren die beste Armee der Welt. Sie beschützte eben erst in Davos die Reichen und Superreichen samt ihren Politikern, Professoren und Publizisten. Kurzum: die versammelte Langeweile.

Jeder begabte Hobby-Bastler kann sich heute im Spielladen um die Ecke oder im Internet eine mehr oder minder leistungsfähige Drohne besorgen. Und mit ihr die ganze Umgebung unsicher machen. Selbst der alternative Zürcher Stadtrat Wolff postet für seine Polizei zwei Drohnen, die bis zu 2000 Meter hoch steigen und zwei Kilo Nutzlast transportieren können. Ein solch fliegender Wolff kostet samt Kameras für dreidimensionale Aufnahmen im Rahmen des öffentlichen Beschaffungswesens 50 000 Franken. Im freien Handel die Hälfte.

Davos ist ein leicht einsehbarer Talkessel, ein Eldorado für ferngesteuerte und allenfalls mit Sprengstoff beladene Drohnen. Niemand braucht «schwarze Witwen», um hier etwas Schaden anrichten zu können. Die Österreicher geben weit weniger für die Armee aus als die Schweizer. Die Schweizer Militärs und ihre Medien machen sich denn auch immer wieder über die Österreicher lustig.

Und jetzt das: Die Österreicher können mit ihren bewaffneten Helikoptern Drohnen vom Himmel holen. Die Schweizer Armee nicht: Unsere Flugzeuge sind zu schnell und unsere Helikopter nicht entsprechend bewaffnet.

Der zuständige Bundesrat und sein Generalstab hatten bisher keine Zeit, sich um Drohnen-Pipifax zu kümmern. Sie sind bis Mai 2014 abdetachiert, um die Beschaffung der neuen und überflüssigen Gripen zu sichern. Flankenschutz gibt im Abstimmungskampf finanziell die schwedische Waffenschmiede Saab. Ueli Maurer und sein Blattmann mussten beim WEF 2014 nolens volens die überforderte alpine Bündner Kantonspolizei im Stich lassen. Waren die Reichen und Superreichen – unter ihnen auch der amerikanische Aussenminister John Kerry – deshalb an Leib und Leben bedroht?

Vom Mythos zum Hintertreppenwitz

Die Amerikaner kontrollieren seit längerem jede Kontobewegung der Schweizer Banken. Eines ist so sicher wie das Amen in der Kirche: Die Yankees, ihre Bodyguards und Geheimdienste kontrollierten auch den Luftraum über Davos – und hätten tieffliegende Drohnen ohne Schweizer Armee und Bündner Kantonspolizei mit ihrem eigenen Waffenarsenal selber vom Himmel geholt. Das Steuerhinterzieher-Geheimnis ist ein Mythos. Die beste Armee der Welt ein Hintertreppenwitz, über den sich nach Davos selbst die Österreicher lustig machen dürfen. Beides ist tröstlich.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Mal schauen, was herauskommt

Von Hansrudolf Kamer — Der Mittlere Osten zerfällt und entzieht sich dem Einfluss des Westens. Konferenzen füllen das Vakuum. Sie kaschieren das Chaos, in dem jeder gegen jeden kämpfen kann.



Was geht uns eigentlich der Aufruhr in der arabischen Welt an? Nach den Konferenzen am Genfersee und dem Wortgetöse in Davos ist man so klug wie zuvor. Es ging zwar nicht direkt um strategische Fragen, sondern hauptsächlich um Einzelkonflikte: das «Problem» Syrien, die neue oder alte Politik des Iran.

Die einst von den Kolonialmächten gezogenen Grenzen brechen auf, ältere Trennlinien werden erkennbar. Ägypten wirkt etwas stabiler als vor dem Militärcoup, aber islamistischer Terror stört die Ruhe. Nur Tunesien, Ursprung des kurzen «Frühlings», ist ein Lichtblick in der arabischen Misere.

Der Irak fällt zurück ins Chaos, die alten Rivalitäten brechen ihn auf. Als das einst hart umkämpfte Falludscha die schwarze Qaida-Flagge hisste, lautete der Kommentar des amerikanischen Aussenministers John Kerry, das sei bedauerlich, aber nun eben das Problem der Regierung in Bagdad.

Nach dem Ende des Kalten Kriegs und seinen Folgeerscheinungen regierte im Westen die Doktrin des verstärkten Engagements: Man muss den Gefahren begegnen, die von schwachen oder gescheiterten Staaten ausgehen – Terrorismus, Verbrechen, Krankheiten, Migration, Krieg und einiges mehr. Man muss verhindern, dass ganze Regionen dem Chaos anheimfallen. Das war der öffentlich propagierte Ersatz für eine viel ältere Hegemonial- und Ressourcenpolitik.

Aus dem Leiden der Zivilbevölkerungen, das am Bildschirm die westliche Behaglichkeit störte, wurde die Idee der sogenannten humanitären Intervention geboren. In der Uno wurde die Schutzverantwortung zum Prinzip erhoben, die die internationale Gemeinschaft verpflichtet, Bevölkerungen allenfalls gegen deren eigene Regierung zu schützen.

Die Stabilisierung durch *nation building* wurde das Gebot der Stunde. Es war eine Art Neo-Imperialismus – und zwar lange vor 9/11. Somalia, Haiti, der Balkan waren die Schauplätze. Der Irak, der in Kuwait einmarschierte und die neue Weltordnung, aber auch die Ölversorgung bedrohte, wurde zurückgebunden. Es gab Konflikte im Kaukasus, an euro-

päischen Nahtstellen. «Gehe zur Krise, sonst kommt sie zu dir», war eine geläufige Redensart. «Deutschland wird auch am Hindukusch verteidigt», eine andere.

Nicht mehr. Der arabische Frühling brachte für den Westen zwar neuen Druck, «etwas» zu tun. Viele grosse Worte wurden wie immer verschwendet, doch nur in Libyen wurde militärisch eingegriffen. Inzwischen hat sich diese Intervention als Fehlschlag entpuppt. Das Fiasko in Bengasi beschäftigt noch die amerikanische Politik – aber nicht die Aussen-, sondern die Innenpolitik.

Westlicher Katzenjammer

Konferenzen und Verhandlungen beherrschen wieder die Szene, in Ermangelung eines Besseren. Die Zusammenkunft in Genf, von der kaum jemand eine Einigung zwischen den Teilnehmern – dem Regime in Damaskus und einem Teil der Opposition – erwartet, ist Ausdruck des westlichen Katzenjammers. Der Eindruck verstärkt sich, dass man insgeheim Assad als das kleinere Übel betrachtet und es nicht mehr eilig hat, ihn zu stürzen. Mal schauen, was herauskommt, so die – nicht sehr strategische – Grundhaltung.

Zwiespältige Interessen allenthalben. Europäische Nachrichtendienste sollen Kontakt mit Assad-Leuten pflegen, um sich über die

Aktivitäten europäischer Dschihadisten auf dem Laufenden zu halten. Aus Britannien, Deutschland und Frankreich, nebst andern Ländern, sind sie in den heiligen Kampf gezogen. Sie könnten dereinst nach Europa zurückkehren und dort weitermachen, wo sie aufgehört haben. Selbst in Israel ist man geteilter Meinung darüber, ob die Attacken sunnitischer Kämpfer auf den Erzfeind, die schiitische Hisbollah, nun zum eigenen Vorteil sind oder nicht.

Islam-Spezialisten haben Hochkonjunktur. Sie weisen darauf hin, dass die Dinge viel komplizierter sind als einfache strategische Überlegungen und Interessenabwägungen. Unter den Dschihadisten tummeln sich verschiedene Qaida-Sprösslinge und Terrorzellen in vielen Verästelungen zusammen mit Salafisten, die alle – in für Experten hochinteressanten Feinheiten – auch verschiedene regionale und globale Aspirationen pflegen. Sie metastasieren überallhin und bekämpfen sich auch gerne gegenseitig. Salafistische Zellen sollen sogar im Westjordanland entdeckt worden sein.

So kann nun die westliche Interventionsdoktrin, geknüpft an die Vorstellung von gescheiterten Staaten, ad acta gelegt werden. Amerika wird bald einmal von nahöstlichen Energielieferungen unabhängig. Weshalb soll es sich noch mit einer Region beschäftigen, der offensichtlich nicht zu helfen ist? Geopolitisch ist auch nicht klar, wer eigentlich profitiert. Es ist kein Nullsummenspiel. China, Russland, vielleicht der Iran?

Der Westen wird von der Komplexität der Dinge überwältigt: Paralyse durch Analyse. Und beschliesst, sich zurückzulehnen. Doch auch beim Nichtstun kann man Fehler machen.



Komplexität der Dinge: Uno-Konferenz zum Syrien-Konflikt in Genf.

An Krücken

Von Henryk M. Broder — Grosse Koalition: Siegerin CDU im Schatten der Sozialdemokraten.



Wer in den letzten zwei, drei Wochen die aktuellen Nachrichten auch nur mit einem Ohr verfolgt hat, der musste den Eindruck gewinnen, nicht die

CDU, sondern die SPD habe die letzte Bundestagswahl gewonnen. Die Sozialdemokraten geben in Berlin den Ton an, sie bestimmen die Tagesordnung und das Tempo. In der Innen-, der Aussen-, der Wirtschafts- und der Sozialpolitik. Vizekanzler und SPD-Chef Sigmar Gabriel ist allgegenwärtig. «Eine Gegenmacht entsteht», schrieb die *Welt* vor einigen Tagen und berichtete, Gabriel habe alle sozialdemokratischen Minister angewiesen, direkt an ihn zu berichten. Derweil geht nicht nur die Kanzlerin nach einem Skiunfall an Krücken, die ganze Union scheint wie gelähmt. Der einzige CDU-Politiker, der letztens von sich reden gemacht hat, ist Ronald Pofalla, zuletzt Bundesminister für besondere Aufgaben und Chef des Bundeskanzleramtes, als bekannt wurde, dass er sein Bundestagsmandat aufgeben, sich aus der Politik zurückziehen und auf einen gut bezahlten Posten im Vorstand der Bundesbahn wechseln wolle. Ansonsten hat sich noch kein anderer CDU-Politiker bzw. keine andere CDU-Politikerin auf eine bemerkenswerte Weise profiliert. Man könnte meinen, der CDU sei nach ihrem Wahlsieg (41,5 Prozent) die Luft ausgegangen, während die weit abgeschlagene SPD (25,7 Prozent) vor Kraft kaum laufen kann.

Und sie rüstet schon zur nächsten Schlacht. Der SPD-Mann Martin Schulz, der es mit Ausdauer, Ehrgeiz und Glück vom Bürgermeister der Kleinstadt Würselen bei Aachen zum Präsidenten des Europäischen Parlaments gebracht hat, ist zum Spitzenkandidaten der SPD bei der kommenden Europawahl nominiert worden. Er soll die Nachfolge des Kommissionspräsidenten Barroso antreten. Für Schulz wäre es die Krönung seiner Karriere, für die SPD ein weiterer Punktsieg gegen Merkel.

Aber es geht nicht um Posten und Privilegien. «Europa ist das grösste Zivilisationsprojekt des 20. Jahrhunderts», sagt Sigmar Gabriel, dem offenbar im Höhenrausch das Kleingeld abhandengekommen ist. Bei einem Projekt dieser Grössenordnung kann die SPD nicht im Chor mitsingen, sie will die erste Geige spielen. Das ist die Botschaft an alle Verlierer: Von der SPD lernen heisst siegen lernen!

Geschickt gekleisterter Unsinn

Von Silvio Borner — Die Allgemeinheit zahlt bereits die Hälfte des Bahnverkehrs mit Steuern und Abgaben. Die Suche nach neuen Geldquellen treibt mit «Fabi» eine neue, merkwürdige Blüte.

Endlich wieder einmal eine Abstimmungsvorlage, die mit einer breiten Zustimmung von links bis rechts rechnen darf. Kritisches hört oder liest man kaum, und der Wissensstand in der Bevölkerung ist nahe dem Nullpunkt. Was man nicht versteht, lehnt man im Normalfall ab. Doch hier ist es genau umgekehrt.

Die Vorlage zu Finanzierung und Ausbau der Bahninfrastruktur (Fabi) will den Ausbau des öffentlichen Verkehrs. Nach dem Fall der Swissair vom nationalen Thron sind die Bahnen zum Prunkstück schweizerischer Präzision und Zuverlässigkeit aufgestiegen. Es ist wie mit den Kühen: Wir sind stolz auf sie, aber wir verdrängen die hohen volkswirtschaftlichen Kosten. Die Bahnfahrer tragen deutlich weniger als die Hälfte der gesamten Kosten. Der Löwenanteil wird auf verschlungenen Wegen auf die Steuerzahler, Autofahrer und Fussgänger abgewälzt.

Statt die Mobilität einigermassen verursachergerecht zu bepreisen, bauen wir das Angebot schier grenzenlos aus und wundern uns, wenn die Nachfrage munter weitersteigt.

Da die Pendler in erster Linie die Tagesspitzen am Morgen und am Abend verursachen, sind sie volkswirtschaftlich gleich zweifach kostensteigernd. Zum einen weil ihretwegen Kapazitäten geschaffen werden, die in neunzig Prozent der Zeit praktisch ungenutzt und in zehn Prozent der Zeit überstrapaziert werden. Entsprechend sind die Gelegenheitsfahrer ohne Abonnement diejenigen, die den höchsten privaten Kostendeckungsgrad aufweisen.

So weit, so bekannt. Doch was ist das besonders Schlimme an Fabi aus politökonomischer Sicht? Zunächst einmal sieht Fabi einen Fonds vor, was für die Politiker diverse Vorteile mit sich bringt, aber für die Steuerzahler unter dem Strich noch mehr Nachteile bedeutet. Dank dem Fonds kann man bereits heute über zukünftige Ausgaben beschliessen, ohne sich sofort verschulden zu müssen. Diesen Topf füllt man mit einem bunten Strauss aus neuen Steuern von morgen, doch die Leistungen verspricht man schon heute.

Dabei ist man sehr grosszügig. Im konkreten Fall hat das Parlament im Vergleich zum Antrag des Bundesrats den Topf-Inhalt um gut drei Milliarden aufgestockt, also fast verdoppelt, um ja allen Regionen entgegenzukommen und sich das Ständemehr zu sichern.

Die Begeisterung wird so gewissermassen flächendeckend, die Zahl derer, die sich vom Ausbau Vorteile erwarten, maximal. Der Schein trügt, weil ja rein logisch nicht alle auf Kosten aller profitieren können.

Umgekehrt verhält es sich mit der Zahl derer, die wegen der Kostenbelastung gegen die Vorlage sein müssten. Man umgeht zum einen die Schuldenbremse, die ja greifen würde, wenn man diese Investitionen mit Krediten finanzieren müsste. Und man verteilt die Steuerlasten auf viele Schultern, um die möglichen Gegner zu schwächen.

Bonus für Generalabonnenten

Die Begrenzung des Pendlerabzugs auf 3000 Franken pro Jahr verschont alle GA-Vielfahrer, trifft aber vor allem die Automobilisten-Pendler, die sowieso schon die Schiene subventionieren. Der Abzug ist, bei Lichte betrachtet, ein Bonus für die Bahnpendler.



Ganz schlimm und fatal ist jedoch die in Fabi vorgesehene Erhöhung der Mehrwertsteuer mit Zweckbindung, geradezu ein Hohn die angeblich «vorübergehende» Geltung. Ist die Schraube erst einmal angezogen, wird mit Sicherheit weiter daran gedreht, wie schon diverse ÖV-Finanzierungsvorlagen gezeigt haben. Die Bindung einiger Pro-

mille- oder Prozentpunkte der Mehrwertsteuer-Einnahmen dürfte sich auf der Ausgabe Seite als Büchse der Pandora erweisen. Wenn wir so weitermachen, erreicht der Steuersatz in wenigen Jahren EU-Niveau.

Intransparente Fonds und Zweckbindungen von Mehrwertsteuererhöhungen sind daher abzulehnen. Hinzu kommt, dass der Kapazitätsausbau den Druck hin zu einem marktnäheren Mobility Pricing vorübergehend lindert und so die Fehlentwicklungen von gestern noch verstärkt.

Fabi ist, unter dem Strich, politisch geschickt zusammengelasteter ökonomischer Unsinn. Wenn wir auf diesem Weg weitermachen – und ein Fonds für die Strassen ist schon angekündigt –, umgehen wir die Schuldenbremse und zerstören die Budgetverantwortung von Regierung und Parlament. Warum nicht gleich für jede Ausgabenkategorie einen separaten Topf mit im Voraus festgelegten zweckgebundenen Einnahmen und Ausgaben schaffen?

Ist das gerecht?

Von Kurt W. Zimmermann — Das Leben ist ungerecht. Zum Glück arbeiten die Medien daran, dies zu ändern.

Die SBB wollen ihre notleidende Pensionskasse stabilisieren. Darum planen sie variable Renten. «Ist das gerecht?», schrieb der *Blick*.

Flüchtlinge aus Syrien sind in der Schweiz kontingentiert, nicht aber die Zahl ihrer Verwandten. «Ist das gerecht?» schrieb die *NZZ*.

Die IV streicht Rentenbezüglern die doppelte Unterstützung. «Ist das gerecht?», fragte der «Kassensturz».

Wir leben im Land der Gerechten. Wir leben im Land der Gerechten vor allem dann, wenn wir Medienkonsumenten sind. Täglich entdecken unsere Journalisten dutzendfach Ungerechtigkeiten, die in Gerechtigkeiten zu verwandeln sind.

Die Forderung nach Gerechtigkeit ist der Medienhype der Gegenwart. Sie wird vor allem in drei Bereichen thematisiert. Es geht um Gerechtigkeit beim Verdienst, bei der Umverteilung und in der Gesellschaft.

Gerechtigkeit beim Verdienst: Es gibt etwa die «Lohngerechtigkeit» (*Radio SRF*), die «Salärgerechtigkeit» (*Berner Zeitung*), die «Einkommensgerechtigkeit» (*Der Bund*), die «Geldgerechtigkeit» (*Basler Zeitung*) und erst recht die «Steuergerechtigkeit» (*Sonntagszeitung* und alle anderen).

Gerechtigkeit bei der Umverteilung: Es gibt etwa die «Generationengerechtigkeit» (*Thurgauer Zeitung*), die «Wohngerechtigkeit» (*Neue Luzerner Zeitung*), die «Altersgerechtigkeit» (*Zürichsee-Zeitung*), die «Verteilungsgerechtigkeit» (*St. Galler Tagblatt*) und erst recht die «Verteilungsgerechtigkeit» (*SRF 1* und alle anderen).

Gerechtigkeit in der Gesellschaft: Es gibt etwa die «Geschlechtergerechtigkeit» (*NZZ am Sonntag*), die «Förderungsgerechtigkeit» (*Das Magazin*), die «Rassengerechtigkeit» (*Migros-Magazin*), die «Bildungsgerechtigkeit» (*Neue Zürcher Zeitung*) und erst recht die «Chancengerechtigkeit» (*Sonntagsblick* und alle anderen).

Wie man sieht, habe ich fast alle grossen Medien einmal zitiert. Ich möchte nicht, dass sich einzelne Redaktionen bei ihrem Kampf um mehr Gerechtigkeit nicht ernst genommen fühlen.

Nun, woher kommt dieser Gerechtigkeitsfimmel? Er begann nach der letzten Finanzkrise, ausgelöst durch die Exzesse der Wirtschaftselite. Das Wort Gerechtigkeit nahm nun in den Medien enorm an Geschwindigkeit auf. Auch in der Politik, ob links oder rechts, lassen sich ohne den Appell an die Gerechtigkeit seitdem keine Projekte mehr durchsetzen.



Zuschauer in Rage: Demo gegen Rentenalter 62.

Gerechtigkeit, wie man weiss, ist der Idealzustand des sozialen Zusammenlebens. Das Problem der Gerechtigkeit ist nur, dass sie mit dem Leistungsprinzip kollidiert. Wer in dieser Gesellschaft tüchtiger ist als die anderen, der bringt es zu mehr. Die anderen finden das dann ungerecht.

Die Inflation an Gerechtigkeitsforderungen ist damit ein Spiegelbild unserer wachsenden Neidgesellschaft. Hohe Gehälter, grosse Boni, tiefe Steuern, tolle Zweitwohnungen und gutvernetzte Karrieren sind in der Neidgesellschaft kein persönlicher Leistungsausweis mehr, sondern ein Beleg für gesellschaftliche Ungerechtigkeit.

Natürlich pflegt und fördert die Journaille diesen Trend. Die sogenannte Empörungsbewirtschaftung ist ihr wohl bestes Erfolgsrezept der letzten Jahre. Die Empörung über hohe Gehälter, grosse Boni, tiefe Steuern, tolle Zweitwohnungen und gutvernetzte Karrieren bringt Leser und Zuschauer in Rage. Das sichert gute Zugriffsraten.

Manchmal aber zeigt sich Gerechtigkeit auch im Kleinen. Wir enden darum mit unserem Lieblingsartikel der letzten Zeit. Der Artikel machte einen Vergleich: Die Zürcher Prostituierten zahlen für ihr Tagesticket fünf Franken. Die Flohmarktverkäufer zahlen hingegen zwölf Franken pro Tag. «Ist das gerecht?», schrieb der *Tages-Anzeiger*.

Abserviert

Von Beatrice Schlag — Laufpass für Frankreichs «First Girlfriend».

Am letzten Wochenende gab Frankreichs Präsident François Hollande die Trennung von Valérie Trierweiler bekannt. Niemand war überrascht. Angeblich wussten französische Journalisten schon seit Monaten von seiner Liaison mit der zwanzig Jahre jüngeren Schauspielerin Julie Gayet, die im letzten Mai ein gemeinsames Baby verloren haben soll. Valérie Trierweiler, für die Hollande nach fast dreissig Jahren Zusammenleben seine ehemalige Lebensgefährtin Ségolène Royal und die gemeinsamen vier Kinder verlassen hatte, sah auf Fotos gut aus, aber eher herb als lieblich. Ziemlich schroff wirkten auch die wenigen Sätze, die von ihr bekannt wurden. Wie der, dass die First Lady in Frankreich keinen Status habe «und deswegen nichts Besonderes von ihr erwartet werden kann». In den USA wurde Hollandes Gefährtin mangels protokollarischer Eindeutigkeit «First Girlfriend» genannt. Sie verliess den Elysée-Palast sofort nach Hollandes offiziellen Trennungsworten.

Der Präsident, der mit «totaler Entrüstung» auf die Paparazzi-Bilder reagiert hatte, die ihn per Moped auf dem Weg zu seiner neuen Geliebten zeigten, machte sein Recht auf Privatleben geltend. Damit ist man durchaus einverstanden, wenn hochrangige Politiker im Privatleben entsprechend Stil zeigen. John Edwards, 2008 aussichtsreicher demokratischer Kandidat für die US-Präsidentschaftswahl, schwängerte im Wahlkampf nicht nur eine Wahlhelferin, sondern heuerte auch einen Assistenten an, sich als Vater des Kindes auszugeben. Seine Ehefrau hatte Brustkrebs im Endstadium. Anrecht auf Privatleben? Will man einen solchen Mann zum Präsidenten? Eine französische Journalistin erzählte, sie habe lange vor dem New Yorker Hotelskandal erfahren, dass der damalige Weltbank-Präsident Dominique Strauss-Kahn sexuell sehr brutal sei. Sie wusste es von einer Freundin, die aus freien Stücken mit DSK ins Bett ging und hinterher völlig verstört war über seine Gewalttätigkeit. Im Vergleich dazu war Hollandes Verhalten harmlos. Aber sich bei nächtlichen Spritzfahrten erwischen zu lassen und einer Frau in aller Öffentlichkeit den Schuh zu geben, die eben aus dem Krankenhaus kam, ist nicht, was man sich von einem sogenannten Würdenträger an Stil erhofft.



«Keine Frau lässt leichtfertig abtreiben.»

Fanny Heidi Wäckerlin



«Handeln im sozial intimsten Bereich der Sexualität».

Heilige Kuh des Feminismus

Nr. 4 – Zur Berichterstattung über die Abtreibungsdebatte («Editorial» von Roger Köppel und «Ich bin nur die Henkerin» von Rico Bandle)

«Sag mir, wo die Männer sind, wo sind sie geblieben?» Dieses leicht abgeänderte Lied würde sehr gut passen zu Ihrem Artikel. Keine Frau lässt leichtfertig abtreiben. Es ist für sie immer mit grossen emotionalen Kämpfen verbunden. Die Frau lässt abtreiben, weil sie sich «mutterseelenallein» in unserer Gesellschaft befindet.

Fanny Heidi Wäckerlin, Wetzikon

Gratulation zu beiden Artikeln, denn exemplarisch an der Abtreibungsdebatte ist die Tatsache, dass eine grosse Mehrheit der linksliberalen Politiker die mediale Verwendung von Bild und Ton im thematischen Diskurs als unpassend und als zu emotional verunglimpft. Wird damit nicht dem Volk die Fähigkeit selbständigen Denkens abgesprochen? So kam es mir jedenfalls vor, als ich meine Maturarbeit über die rechtshistorische Entwicklung der schweizerischen Abtreibungsgesetze verfasste. In ihrem Buch «Die Erzengelmacherin» kritisierte die ehemalige Präsidentin des Schweizerischen Verbands für Sport in der Schule (SVSS), SP-Politikerin und führende Abtreibungsbefürworterin Anne-Marie Rey die Tatsache, dass an gewissen Schulen in der Schweiz im Rahmen der gesellschaftlichen De-

batte der (lediglich aus Ultraschallbildern bestehende) Film «Der stumme Schrei» des ehemaligen US-Abtreibungsarztes Bernard Nathanson gezeigt wurde, welcher belegt, dass der Embryo sich beim Absaugen sehr wohl gegen den Eingriff wehrt und nicht einfach «nichts spürt». Sie geisselte dies als «Schocktherapie pur». Doch die Gegenfrage muss erlaubt sein: Was ist der Grund, dass man gegen die argumentative Verwendung von Bild und Ton derart aufschreien muss, wenn nicht die Angst davor, dass die eigenen, egozentrischen Argumente für Selbstbestimmung an Gewicht verlieren oder gar unterliegen? Dass Letzteres auch für nichtreligiöse Leute die logische Konsequenz sein muss, hat Roger Köppel ja wunderschön herausgearbeitet, vertritt doch ein Liberalismus, der seine Grenzen nicht bei der Freiheit des Nächsten zieht, sich selbst. Wenn dies gemäss Köppel selbst für den Akt der Abtreibung per se gilt, wie viel mehr muss es dann in Bezug auf die Gewissensfreiheit des Einzelnen gelten, der mit seinen Prämien die Folgen des unverantwortlichen Handelns im sozial intimsten Bereich der Sexualität zu berappen hat? Artur Terekhov, Zürich

Dass Ärzte und Ärztinnen glücklich Schwangeren vorschwärmen, man sehe bei den Embryos schon die sich bewegenden Ärmchen und Beinchen und die schlagenden Herzchen, aber gleichentags ebensolche Embryos als «Zellklumpen» zerstören, ist eine nicht über-treffbare Heuchelei und ein unglaublicher

Skandal. Die Frage, wann ein Mensch ein Mensch ist, stellt sich nicht primär bezüglich der Embryos, sondern in Hinblick auf jene Leute, die diese abtreiben (lassen).

Christian Haslebacher, Märstetten

Jedes Jahr werden in der Schweiz zirka 11 000 Kinder abgetrieben, bezahlt von der obligatorischen Grundversicherung. Kosten laut Bundesrat: 8 bis 20 Millionen Franken plus die indirekten Folgekosten, welche um ein Vielfaches höher sind, da die wenigsten Frauen die Abtreibung ohne psychische Schäden überstehen. Erfahrungen zeigen, dass bei privater Finanzierung die Zahl der Abtreibungen um 10 bis 25 Prozent abnimmt, in der Schweiz rechneten wir mit zirka 1000 Abtreibungen weniger. Also 1000 Kinder pro Jahr, die (über)leben dürfen und später Krankenkassenprämien und AHV bezahlen. Eine Zusatzversicherung für 2 bis 3 Franken im Monat wird eine Abtreibung bezahlen. Niemand muss zu einer «Engel-macherin» gehen, wie die Initiativgegner drohen. Und wenn eine Frau in Not gerät wegen einer Schwangerschaft? Sie bekommt Hilfe, so lange und so viel wie nötig, und wird begleitet mit Rat und Tat. Die Schweizerische Hilfe für Mutter und Kind, «Ja zum Leben» und andere Organisationen stehen dazu bereit. Wer künftig aus Gewissensgründen keine Abtreibungen mehr mitbezahlen will (ausgenommen bei Vergewaltigung und schwerer Gefährdung der Mutter), wer weniger Krankenkassenprämien bezahlen und 1000 Kindern das Leben schenken will und so 1000 Mütter vor einem Abtreibungstrauma bewahren kann, stimmt mit Ja für die Initiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache»!

Monika Bächler Wicki, Basel

Das hätte ich von Herrn Köppel nicht gedacht, dass er sich so weit bis zu den Fundamentalisten hinunterlässt. Willkommen im Mittelalter. Unfertiges Leben abzutöten, ist nichts im Vergleich zu unseren Schlachthöfen, wo fertiges Leben hingerichtet wird.

Sven Bielert, Monteggio

«Muss man das dem Leser wirklich zumuten?», fragt die Gynäkologin, als sie über die Abtreibung in unseren Spitälern spricht. Obwohl wir eine freiheitlich-demokratische Gesellschaft sind, die sich einer offenen Gesprächs- und Diskussionskultur rühmt, schweigen wir hier. Abtreibung, heikles Thema. Warum diese Angst, diese Abscheu? Vielleicht, weil uns doch die Vernunft und unser Verstand auf dieses Unrecht hinweisen und wir tief in unserer Volksseele spüren, dass die schweizerische Gesetzgebung und Abtreibungspraxis im Widerspruch zu unseren liberal-freiheitlichen Grundsätzen und unserer christlich-abendländischen Kultur stehen. Doch Wegschauen war noch nie die Lösung.

Wir als Gesellschaft tragen massgeblich die Verantwortung, was in einem Staat als Recht und als Unrecht eingestuft wird, und wir können uns nicht einfach davonstellen mit der Aussage, die Entscheidungen von anderen gingen uns nichts an. Denn letztlich verneint die Abtreibung das Recht eines entstehenden Menschen auf ein selbstbestimmtes Leben. Und gerade hier setzt die Initiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache» an. Es geht nicht an, dass derart elementare Entscheidungen wie die Abtreibung, welche aus ethisch-moralischen Gründen von vielen Menschen in unserem Land abgelehnt wird, von allen über die Grundversicherung mitfinanziert werden. Die Initiative will den Schutz der verfassungsmässig gewährleisteten Gewissensfreiheit stärken und ist gleichzeitig ein Appell an die Eigenverantwortung jedes Einzelnen. *Ralph Studer, Luzern*

Ich gratuliere der *Weltwoche* ganz herzlich, sich differenziert mit einem solch kontroversen Thema auseinanderzusetzen. Einmal mehr beweist sie, dass sie sich nicht dem Druck des Mainstreams fügt, auch wenn es sich dabei um die heilige Kuh des Feminismus handelt! Es ist erschreckend zu sehen, wie die gleichen Menschen, welche sich für Tierschutz und sonstige soziale Themen engagieren, beim Thema Abtreibung beide Augen zudrücken und die Allerschwächsten, die Ungeborenen, schutzlos dem Henker ausliefern. *Esther Meier, per E-Mail*

Als langjährige dipl. Operationsfachfrau kann ich die von Frau Frehner beschriebene Realität einer Abtreibung nur bestätigen. Anders als sie habe ich mich aber irgendwann geweigert, diesen operativen Eingriff auch nur vorzubereiten, geschweige denn dabei Mithilfe zu leisten. Die Anschuldigungen der Mitarbeiter habe ich über mich ergehen lassen, aber irgendwann sind auch diese verstummt. Zeitgleich begann ich Frauen vor und nach einer Abtreibung zu beraten, was mich in meinem Entschluss nur noch bestärkt hat. Abgesehen davon, dass ich einem ungeborenen Menschen das Leben verweigere, füge ich Frauen einen bestialisches Schmerz zu, der sie unfähig macht ihr Leben, weiterhin erfüllend zu gestalten. Auch das ist harte Realität! Deshalb kann ich die Aussage von Frau Frehner: «Es liegt nicht an uns, über Entscheidungen anderer zu urteilen», nur als gedankenlose Phrase abtun. Würden wir diesen tolerant gemeinten Rat in anderen Bereichen unseres Lebens umsetzen, würden wir uns in Kürze selbst ausrotten. Denn dies heisst ja nichts anderes, als dass jeder tun und lassen kann, wozu er sich entschieden hat. Weshalb sollten wir uns dann für Delfine, Wale und andere schützenswerte Lebewesen oder Objekte einsetzen? Es ist schlichtweg feige und verantwortungslos, Frauen in einer solchen Situation «sich selbst»

zu überlassen. Genau diese Art von Denken hat uns in der Weltgeschichte den Sklavenhandel und den Holocaust gebracht!

Monika Weibel, Merzlingen

Nicht stichhaltig

Nr.3 – «Plagiat»; Alex Reichmuth über das Uni-Spital

Sie haben das Thema Plagiate aufgegriffen und Vorwürfe erhoben. Gemäss meinen Informationen sind diese nicht stichhaltig, denn wenn im Rahmen der Publikation eines Buches Autoren und Co-Autoren einzelne Kapitel verfassen, übergeben sie automatisch das Copyright an den Verlag. Weder der Editor noch der Autor des Kapitels haben also einen Anspruch auf die Urheberschaft des Textes, wenn der Verlag entscheidet, eine neue Ausgabe eines Werkes zu verfassen und den Text in dieser neuen Ausgabe wieder in irgendeiner Form einfließen zu lassen. Der Verlag überträgt dann dem alten oder neuen Editor des Buches die Aufgabe zu entscheiden, ob und in welcher Form ein bestimmtes altes Kapitel in der neuen Ausgabe erscheint. Insbesondere hat der Editor das Recht, die Autoren auszuwechseln und diesen den alten Text zur Verfügung zu stellen. Die neuen Autoren können diesen Text nach ihrem Gutdünken für die Neuausgabe modifizieren oder eben nicht. Die Sachlage ist also ganz anders als beim unrefenzierten Zitieren einer Originalarbeit.

Der ursprüngliche Autor ist jedenfalls ausser vor, denn er hat ja sein Copyright dem Verlag überschrieben, der mit dem Text machen darf, was er will. Natürlich ist es freundlich, wenn in einem letzten Satz eines nicht stark modifizierten Kapitels die neuen Autoren z. B. sagen: «Wir danken dem Autor dieses Kapitels in der vorhergehenden Ausgabe, auf den wir den vorliegenden Text wesentlich abstützen» oder so etwas Ähnliches, aber es ist nicht erforderlich.

Prof. Gustav K. von Schulthess, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man einer jungen Burka-Trägerin sagen, wie charmant und bezaubernd sie sei?

Thomas Brand, Ursenbach

Ja, man darf. Jeder Mensch, ganz egal, welchen Geschlechtes, welcher Abstammung, Rasse, Sprache, Heimat und Herkunft, welchen Glaubens oder welcher politischer Anschauung, hat das Recht, von einem anderen Menschen gesagt zu bekommen, wie charmant und bezaubernd er ist. Solange Sie nicht mit Ihren Händen sprechen, ist alles okay.

Dominique Feusi

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Schnaps gegen den Kater

Die Institute liefern erfreuliche Konjunkturprognosen. An den Aktienmärkten vibrieren die Kurven. Selbst am Weltwirtschaftsforum von Davos dominierte verhaltene Zuversicht. Dass die gute Laune nur nicht täuscht: Der Aufschwung ist absturzgefährdet. Aus politischen Gründen. *Von Florian Schwab*

Mitte Januar erklimm der Swiss-Market-Index (SMI) eine Fünfjahresspitze. Der New Yorker Dow-Jones-Index eilte bereits im Dezember von Allzeithoch zu Allzeithoch. Andere wichtige Börsenindizes verhielten sich ähnlich. Auch wer sich auf dem Finanzplatz Zürich umhört, trifft auf lauter Zuversicht. Die im Dezember von den Ökonomen herumgereichten Ausblicke auf die Konjunktur im Jahr 2014 zeichnen ein ausgesucht freundliches Bild. Auf den *trading floors* der Banken, hört man aus dem Management, müsse man den Eifer der Händler fast etwas bremsen. «Es geht wieder los», beschreibt ein hoher Grossbankmitarbeiter das vorherrschende Gefühl – gemeint ist die Hausse an den Finanzmärkten und nicht etwa die Finanzkrise.

Auch am Jahrestreffen des World Economic Forum (WEF) in Davos war die Stimmung gut, besonders unter den Vertretern der Privatwirtschaft. Kritische Stimmen liessen sich eher verklausuliert vernehmen. Martin Wolf, einer der angesehensten Journalisten der *Financial Times*, leitet traditionell ein WEF-Abschlusspodium zum weltwirtschaftlichen Ausblick und fasste die Ergebnisse vieldeutig zusammen: Der Optimismus sei «zu vorsichtig, um bereits gefährlich zu sein». Seine Formel von der «vorsichtigen Zuversicht» wurde als Leitmotiv in die Berichterstattung der Wirtschaftspresse aufgenommen.

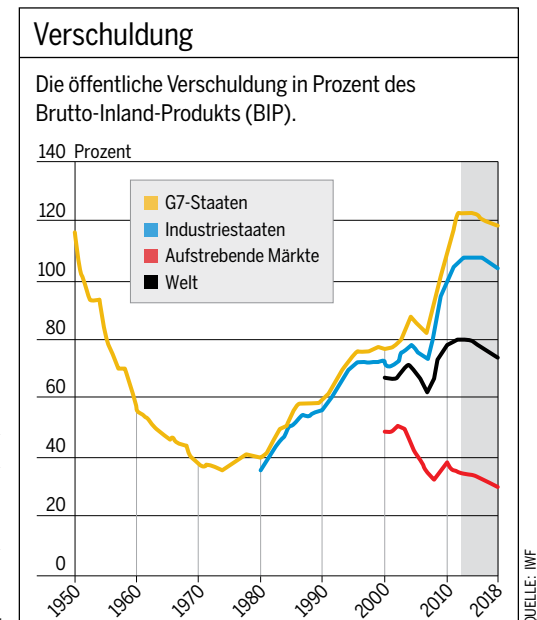
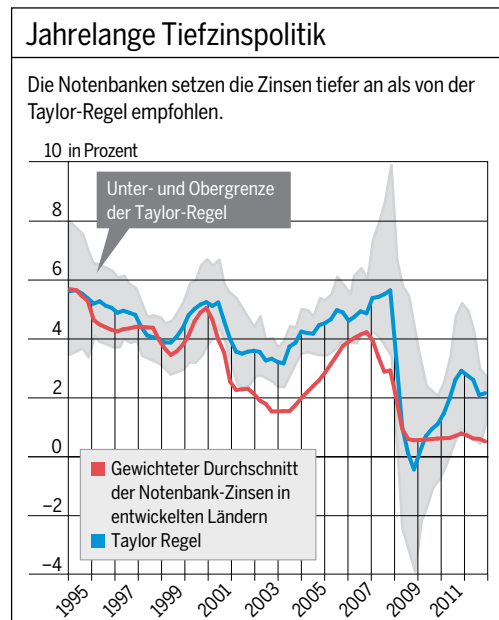
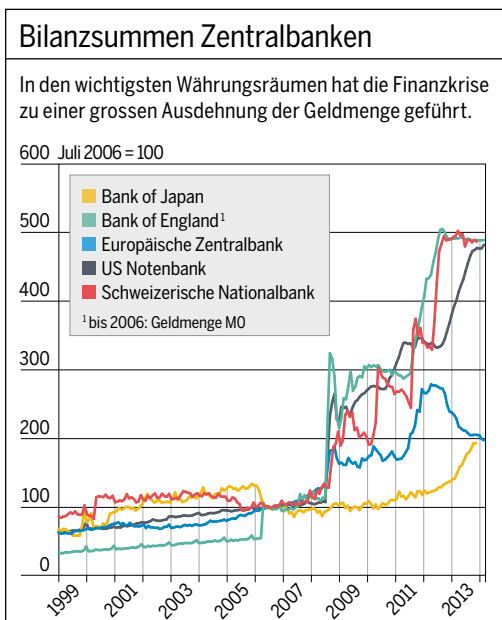
Nur einer fand eindeutig warnende Worte. Auf Wolfs Podium warnte Larry Fink, Chef des weltweit grössten Vermögensverwalters Blackrock: «Ich höre viel zu viel Optimismus.»

Vorsichtige Zuversicht? Zu viel Optimismus? Das klingt nicht nach einem bevorstehenden Wachstums-Rallye. Fragt man unter Ökonomen herum, so zeigen sie sich eher skeptisch, was die Durchschlagskraft des aufflackernden Wirtschaftswachstums in den USA und in der Euro-Zone anbetrifft – denn aus den Schwellenländern kommen derzeit eher düstere Signale. Mitten ins WEF platzte die Nachricht vom Absturz des argentinischen Peso, welcher weitere Schwellenländer-Währungen in die Tiefe riss. Die gute Stimmung in Davos vermochte dies zwar nicht ganz zu verschweigen, als Leuchtschrift an der Wand begriff dennoch der eine oder andere Teilnehmer der Tafelrunde des globalen Kapitalismus die durchscheinende Unsicherheit. Der US-Ökonom Nouriel Roubini, der als einer von wenigen die Finanzkrise 2007 hatte kommen sehen, sprach von einem «mini perfect storm», der sich hier ereignet habe.

Betrachtet man die Äusserungen weiterer Ökonomen, dann gibt es noch mehr Anlass, die jüngsten Triumphmeldungen mit gesunder Skepsis aufzunehmen. Andreas Höfert, Chefökonom der UBS, schätzt sie als «kurzsichtig und naiv» ein. Thomas Mayer, ehemaliger Chefökonom der Deutschen Bank und heute Berater derselben, ruft in Erinnerung, dass die Finanzkrise nicht etwa ausgestanden sei, sondern dass wir «nur auf Bewährung aus der Krise entlassen sind», und zählt die Bewährungsauflagen auf: «Stärkung der Bilanzen von Banken, Staaten und privaten Haushalten, verbunden mit Strukturreformen und Absti-

nenz von künstlich verbilligtem Kredit». Auf kurze Sicht, da gibt Höfert den Optimisten recht, sei die Lage jetzt, Anfang 2014, besser als in jedem Jahr seit dem Ausbruch der Finanzkrise im Jahr 2007. Zu dem kurzfristig positiven Bild, das in Davos dominierte, gehört ein Wachstum des Bruttoinlandsprodukts (BIP) von drei Prozent in den USA und das Ende der Rezession in der Euro-Zone. Auf lange Sicht identifizieren führende Ökonomen allerdings grosse Probleme:

1 — Aufblähung der Geldmenge: Das jetzt aufblühende Wachstum führt UBS-Ökonom Höfert auf die expansive Geldpolitik der Notenbanken zurück. Diese lassen seit dem Höhepunkt der Finanzkrise im Jahr 2009 die Zügel so locker wie nie zuvor. Fünf Jahre lang, rief Martin Wolf an seinem Podium in Erinnerung, hätten sich die Banken mit «free money» über Wasser halten können. Geld von der Zentralbank gibt es zum Nulltarif. Als Folge davon wurden die Bilanzen der Zentralbanken aufgebläht: Sichtbar türmt sich das frisch ausgegebene Papiergeld. Abbildung 1 zeigt die Entwicklung der Bilanzsumme in den wichtigsten Währungsräumen. Seit Juli 2006 hat sich die Bilanzsumme der Zentralbank in den USA, in Grossbritannien und der Schweiz etwa verfünffacht, in der Euro-Zone und in Japan immerhin verdoppelt. Die Ökonomen, schreibt Höfert, hätten keine Ahnung, was die langfristigen Konsequenzen dieser Geldpolitik seien: «Dass alles nur gut verlaufen wird, darf man nicht





Glückwünsche: Martin Wolf, Haruhiko Kuroda, Mark Carney, Christine Lagarde, Montek Singh Ahluwalia, Larry Fink, Wolfgang Schäuble (v.l.).

ernsthaft glauben.» Bereits die unter dem Begriff «Tapering» (zu Deutsch etwa: Auslaufen lassen) berühmt gewordene Ankündigung der amerikanischen Notenbank Federal Reserve (Fed), im Jahr 2014 jeden Monat weniger neue Staatsanleihen aufzukaufen, trieb während des WEF-Treffens die bereits erwähnten Schockwellen in die Schwellenländer-Märkte. «Sind wir sicher», fragt Thomas Mayer, «dass die Industrieländer hier auf der sicheren Seite sind?» Stellt die Fed weniger Geld zur Verfügung, dann könnte dies durchaus auch dazu führen, dass Investoren der Euro-Zone weniger Geld leihen. Wenn ein allmähliches Loslassen des Gaspedals schon solche Befürchtungen weckt, was würde dann bei einem veritablen Tritt auf die Bremse passieren?

2 — Tiefzinspolitik: Der Stanford-Ökonom John B. Taylor hat eine sehr einflussreiche Formel entwickelt, welche aufzeigt, wie die Notenbank den Zins anpassen sollte, wenn sich wichtige makroökonomische Größen ändern, allen voran die Inflation und das BIP. Je nachdem, wie man die einzelnen Bestandteile der Formel gewichtet, ergibt sich eine wünschenswerte Bandbreite für den Notenbank-Zins. Bis vor kurzem war diese Taylor-Regel unter Zentralbankern eine weitgehend

unbestrittene Grösse. Verfolgt man die Art und Weise, wie die Notenbanken in industrialisierten Ländern wie den USA oder der Schweiz tatsächlich auf die wirtschaftliche Entwicklung reagiert haben (Abbildung 2), so lässt sich nur der Schluss ziehen, dass sie die Zinsen tendenziell zu tief ansetzen. Viele Ökonomen sehen darin eine Ursache für die Fi-

Es ist zu befürchten, dass die Tiefzinsen auch heute wieder Investitionsblasen verursachen.

nanzkrise, die sich nach 2007 abspielte: Das billige Geld führte zu Investitionsblasen im amerikanischen Hypothekenmarkt. So ist zu befürchten, dass die Tiefzinsen auch heute wieder Investitionsblasen verursachen. Trotzdem halten die Notenbanken aus Sorge um die Konjunktur die Zinsen nahe bei null. Dass sich daran nichts ändern wird, machte die Elite der staatlichen Geldwirtschaft in Davos deutlich: Christine Lagarde, Chefin des Internationalen Währungsfonds (IWF), kritisierte die Fed sogar für das im Vergleich zu einer Zinserhöhung viel weniger einschneidende «Tapering». Der Chef der Europäischen Zentralbank (EZB), Mario Draghi, kündigte an, dass die

Zinsen «für die vorhersehbare Zukunft» (im Notenbanker-Jargon bedeutet dies mindestens zwei Jahre) «so tief wie heute oder tiefer» liegen werden. Die von Ökonom Thomas Mayer formulierte Bewährungsaufgabe der «Abstinenz von verbilligtem Kredit» ist also sicher nicht erfüllt. Dass die Probleme, die durch das billige Geld entstanden sind, durch ein Mehr an billigem Geld, also tiefe Zinsen, geheilt werden können, dürfte eine übertrieben optimistische Annahme sein. Der frühere Chef der britischen Finanzmarktaufsicht, Adair Turner, fiel am WEF mit der Aussage auf, die Zentralbanken würden handeln wie ein Betrunkener, der als Mittel gegen den Kater einen weiteren Schnaps hinunterkippt.

3 — Staatsverschuldung: Der tschechische Ökonom Tomáš Sedláček warnt davor, mit immer neuen Schulden Wirtschaftswachstum zu erkaufen: Insbesondere die europäischen Länder hätten einen «Mount Everest an Schulden» aufgetürmt. Tatsächlich bewegt sich die Verschuldung der industrialisierten Länder heute in einem Umfang, den man sonst nur nach Kriegszeiten kennt (siehe Abbildung 3). Zwar weisen die Projektionen des IWF bis ins Jahr 2018 auf eine Trendumkehr hin – dies allerdings nur, wenn sich die Wirtschaft weiter

«Gutes Leben ohne Schweiss»

Neue Technologien schaffen weniger Arbeitsplätze, als sie vernichten. Gerade darin sieht Ex-US-Finanzminister Larry Summers Chancen.



«Innovation auf der sozialen Seite»: Larry Summers.

Herr Summers, wie erklären Sie die hohe weltweite Arbeitslosigkeit?

Der Hauptgrund ist das Versagen der Regierungen, die gesamtwirtschaftliche Nachfrage zu stärken. Doch so dringend und wichtig dieses Thema ist – es ist nicht das einzige Phänomen. Ich habe die Altersgruppe der 25- bis 54-jährigen Männer statistisch analysiert, von der die Gesellschaft eindeutig erwartet, dass sie arbeitet. Im Jahr 1965 hatte einer von zwanzig Angehörigen dieser Altersgruppe keine Arbeit. Nach vernünftigen Schätzungen wird es im Jahr 2027 oder 2028 einer von sieben sein, selbst bei vollständiger Erholung der Wirtschaft. Diese Verdreifachung hat nichts mit den Verwerfungen der letzten Jahre zu tun.

Was sind die Ursachen dieser geringer werdenden Beteiligung am Arbeitsmarkt?

Die technologische Entwicklung und der zunehmende Austausch des Faktors Arbeit durch den Faktor Kapital. Daraus folgt nicht unbedingt, dass es an Arbeitsgelegenheiten fehlt, aber doch an genügend produktiver Arbeit, welche sich in einem modernen Wohlfahrtsstaat noch lohnt. Für viele ist es attraktiver, Sozialtransfers zu akzeptieren, anstatt zu arbeiten.

Technologischen Fortschritt gab es schon immer, ohne dass dadurch langfristig Arbeitsplätze verschwanden. Nehmen Sie die Agrarrevolution.

Sie müssen die Grösse des Sektors beachten, in dem die Produktivität spektakulär schnell wächst und somit Ressourcen frei werden: Wie gross ist dieser im Vergleich zu dem Bereich, der die freiwerdenden Arbeiter aufnehmen soll? In der landwirtschaftlichen Revolution verlor der Agrarsektor, der Industrie- und der Dienstleistungssektor gewonnen. Heute werden fast alle Sektoren gleichzeitig produktiver und brauchen weniger Personal. Der Sektor, in dem Arbeitsplätze zerstört werden, ist also viel grösser als der Sektor, in dem neue Beschäftigung entsteht. Zudem erfolgt die Entwicklung heute viel schneller als früher. Daher ist die Herausforderung viel grösser, aber auch die Chancen ergeben sich viel schneller.

Für manche klingt Ihr Szenario bedrohlich. Von welchen Chancen sprechen Sie?

Wir nähern uns dem wesentlichen Anliegen der Ökonomie: gutes Leben ohne Schweiss. Das ist grundlegend positiv. Das heisst aber nicht, dass alle Aspekte der Entwicklung gut sind. Wir müssen enorm wach und aufmerksam sein, um die Chancen zu nutzen und die Kosten zu minimieren. Die Industriali-

sierung war vermutlich das Beste, was der Menschheit jemals widerfahren ist. Ihr verdanken wir, dass das Leben nicht mehr «nasty, brutish and short» ist, wie zu Hobbes' Zeiten. Aber es brauchte Bismarck und Teddy Roosevelt, um das Leben für alle lebenswert zu machen. Das geschah nicht von selbst.

Was heisst das für die derzeitige technologische Revolution?

Auch diese Revolution braucht eine Innovation auf der sozialen Seite, damit es für jeden aufgeht. Sie wird die Geografie verändern, wo und wie wir leben. Sie wird die Institution der Familie in Frage stellen, die wir als gegeben ansehen. Sie wird die gemeinsame Schulzeit hinterfragen und die Hierarchiestrukturen am Arbeitsplatz. Darauf braucht es Antworten.

Einen neuen Gesellschaftsvertrag?

Heute zahlen wir den Leuten zu viel für das Nichtarbeiten und nicht genug für das Arbeiten. Ein neuer Gesellschaftsvertrag muss am System der Sozialleistungen und an der Subventionierung von Arbeitsplätzen ansetzen. Das ist wichtig. Was uns sicher nicht weiterhilft, ist den Prozess zu verleugnen oder kleinzureden. Das wäre ein grosser Fehler, der die Chancen verstreichen lässt, ohne dass wir der Risiken Herr werden.

Man kann dagegenhalten, dass es immer eine Nachfrage nach menschlicher Interaktion geben wird. Dinge, die nur Menschen tun können – eine Lebensgrundlage für den Mittelstand.

Es gibt Dinge, die schwerer mechanisierbar sind als andere. Insgesamt bin ich ein Optimist für unsere Spezies. Aber es wäre ein Fehler, zu sehr darauf zu vertrauen. Früher sagte man, dass es auch in Zukunft noch 45 Minuten lang vier Personen brauchen werde, um ein Haydn-Quartett aufzuführen. Das stimmt zwar, aber das Produkt dieser viermal 45 Minuten kann heute aufgrund der digitalen Revolution von Millionen konsumiert werden. Im Bereich der Universität gibt es mittlerweile Kurse mit 145 000 Studenten, die besser auf den einzelnen Studenten zugeschnitten sind als der frühere Frontalunterricht.

Harvard-Professor Lawrence «Larry» Summers war Chefökonom der Weltbank, Finanzminister unter Bill Clinton und beriet die Obama-Administration von 2009 bis 2010 in wirtschaftspolitischen Fragen. Das Interview ist ein Auszug aus einem von *New-York-Times*-Kolumnist Tom Friedman moderierten Podium am Weltwirtschaftsforum (WEF) in Davos, an dem Lawrence Summers teilnahm. Das gesamte Gespräch ist als Webcast auf der Website des WEF einsehbar. Protokoll: Florian Schwab

erholt. So oder so können die Schulden überhaupt nur mit BIP-Wachstum oder einer höheren Inflation abgetragen werden. Ersteres ist unwahrscheinlich – Harvard-Ökonom Kenneth Rogoff hält die Eurokrise für noch nicht ausgestanden – und Letzteres ist unberechenbar: Obwohl die EZB den Leitzins gegen null gesenkt hat, was normalerweise eine Inflation hervorrufen würde, ist derzeit eher das Gegenteil zu sehen, und so warnt IWF-Chefin Lagarde am WEF vor einer Deflation im Euro-Raum. Ausdruck dieser schwierigen Ausgangslage sind allerhand andere Ideen zur raschen Entschuldung, die durch die ökonomische Zunft geistern. Vor einigen Monaten lancierte der IWF die Idee einer einmaligen Sondersteuer auf sämtliche Bankguthaben. Zwar tat der Währungsfonds die Idee rasch als Gedankenspiel ab, doch diese Woche griff die Deutsche Bundesbank sie wieder auf.

4 — Neue Mega-Risiken: Betrachtet man die ganz langfristigen Trends, so wird ebenfalls nicht recht klar, wie sich die geplagten Wirtschaften Linderung verschaffen könnten. Deutsche-Bank-Ökonom Mayer erwähnt in dem Zusammenhang die Prüfung der Bankaktiven in der gesamten Euro-Zone durch die EZB, welche gewiss Unerfreuliches zutage fördern kann. Ein Grossthema am WEF war die «disruptive Technologie», welche zu einem

Wirtschaftswachstum ohne neue Jobs führt (siehe Artikel links). Ex-Privatbankier und *Think-Tanker* Konrad Hummler führt in seiner Publikation *Bergsicht* aus, dass in der Euro-Zone bereits die nächste Gefahr lauert: «Selbst wenn wir davon ausgehen, dass die Euro-Zone irgendwie aus dem gegenwärtigen Schleppgang findet», schaue bereits das «nächste grosse Problem um die Ecke», die demografische Herausforderung. Die Vorsorgeversprechungen an die immer zahlreicheren Alten überstiegen in vielen Ländern die ausgewiesenen Staatsschulden um ein Mehrfaches. Sie betra-



«Sie hatten Recht. Sie haben eine laufende Nase.»

gen «mehrere Jahresprodukte der jeweiligen Volkswirtschaften».

Sollten sich diese Risiken materialisieren, so könnte die gegenwärtige Zuversicht leicht zerplatzen wie eine Blase. Was sind die Perspektiven für die Schweiz? Bei den Risiken hat sich die Schweizerische Nationalbank (SNB) weltweit an die Spitze gesetzt: Sie hat eine Bilanz aufgetürmt, welche fast der wirtschaftlichen Produktion eines Jahres entspricht. Ausschlagen am Markt ist sie besonders ausgesetzt.

Auch sonst gibt es Fragezeichen: Obwohl sich derzeit Wirtschaftsführer und Politiker gegenseitig beglückwünschen, wie gut es doch der Schweizer Wirtschaft gehe, so ist die Entwicklung der Produktivität doch bescheiden. Fast das ganze Wirtschaftswachstum der letzten Jahre geht auf das Konto der Zuwanderung, nach dem Motto: Zwei Menschen produzieren doppelt so viel wie einer.

Ein bedeutender Teil dieses Wachstums findet sodann in staatsnahen Sektoren statt, die der Wirtschaft über Steuern und Abgaben produktive Mittel entziehen. Zwischen 2010 und 2012 ist das Schweizer Bruttoinlandprodukt insgesamt um 6,2 Prozent gewachsen. Spitzenreiter war das Gesundheits- und Sozialwesen (plus 11,3 Prozent). Ein Wachstum, das keine Produktivität schafft und sich vor allem beim Staat abspielt, ist ein Schein-Wachstum. ○



Mehr Auto fürs Geld
www.kia.ch

Dieser Kleine zeigt Grösse.



SUPER-LEASING

99.- CHF /mtl.*

HVS Zürich

Kia Picanto



The Power to Surprise

So attraktiv kann Mini sein. Mit viel mehr Innenraum, als man ihm ansieht. Mit viel mehr Ausstattung, als man sich ausdenken kann. Ein schicker Cityflitzer eben, dazu sportlich und sparsam. **Picanto 1.0 L CVVT 69 PS ab CHF 14'650.-**



Official Partner



Verbrauch gesamt l/100 km (Energieeffizienzklasse, CO₂ g/km) – Durchschnitt aller Neuwagen 148 g/km – 1.0 L CVVT man. 4,1 (A, 95). 1.2 L CVVT man./aut. 4,3/5,3 (B/D, 100/125).

Preisangaben: empfohlene Nettopreise inkl. MwSt. Abgebildetes Modell: Picanto 1.2 L CVVT Style (mit Optionen).

* Super-Leasing-Angebot für Modell Picanto 1.2 L Trend man.: empfohlener Nettopreis inkl. MwSt. CHF 16'950.– abzüglich Cash-Bonus CHF 2'700.–, Sonderzahlung 3'897.–, Laufzeit 36 Monate, 10'000 km/Jahr. Leasingrate/mtl. CHF 99.–, effektiver Jahreszins 4,99%, Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Aktion gültig solange Vorrat, Immatrikulation bis 30.04.2014.



Kia Motors SA, 5745 Safenwil, 062 788 88 99

Das Bürokratiemonster lebt

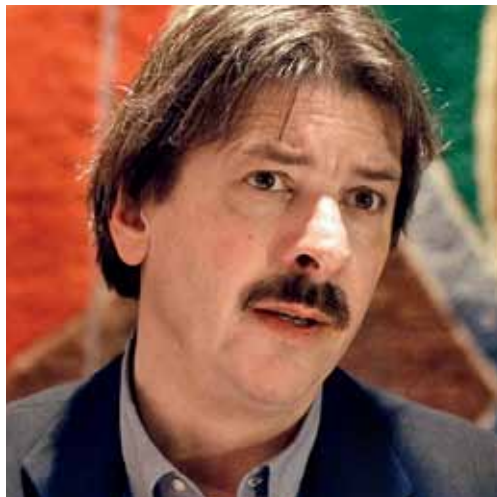
Würde die Schweiz wieder Ausländerkontingente einführen, entstünde ein riesiger Verwaltungsaufwand, sagen die Wirtschaftsverbände. Das gefürchtete Monster existiert bereits: Es sind die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit. *Von Christian Mundt*



Teure Lohnpolizei: Justizministerin Sommaruga.



27 000 Kontrollen: Gewerbler Ulrich Bigler ...



... Gewerkschafter Paul Rechsteiner ...



... und Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Es ist das Thema im laufenden Abstimmungskampf um die Masseneinwanderungsinitiative der SVP: Kontingente – wie sie die Initiative verlangt – führen zu einem Bürokratiemonster. Denn wenn der Staat entscheiden müsse, welche Firma Anspruch auf ausländische Fachkräfte habe und welche nicht, entstehe zwangsläufig eine teure Bürokratie. Sowohl beim Staat wie auch bei den Unternehmen, so die Befürchtung.

Diese ist nicht unbegründet. Bis zur vollen Anwendung des Freizügigkeitsabkommens 2007 kannte die Schweiz für alle Ausländer, die in die Schweiz ziehen wollten, Kontingente. Nach wie vor bestehen solche Zulassungsbeschränkungen für Einreisewillige aus Bulgarien und Rumänien (bis 2016). Und unabhängig vom Ausgang der Volksabstimmung bleiben die Einschränkungen für Zuzügler aus dem übrigen, weit grösseren Teil der Erde bestehen. Lediglich 8500 Spezialisten aus Drittstaaten darf die Wirtschaft im laufenden Jahr rekrutieren. Wer sich von ausserhalb der EU- und Efta-Staaten in der Schweiz niederlassen möchte, muss verschiedene Dokumente vorlegen, um für eines dieser Kontingente berücksichtigt zu werden – was tatsächlich einiges an Bürokratie auslöst und so die Befürchtungen der Initiativgegner bestätigt.

Eines geht im Kampf gegen das SVP-Volksgesetz vergessen. Auch die Personenfreizügigkeit ist nicht ohne Bürokratie zu haben. Die bürokratische Begleiterscheinung der Niederlassungsfreiheit heisst flankierende Massnahmen. Diese sind der Preis, den die politische Mitte für die Zustimmung der Linken zum bilateralen Vertragswerk bezahlt. Die flankierenden Massnahmen, kurz FlaM, treffen Unternehmer und Arbeitgeber gleichermaßen, egal, ob diese ausländische Arbeitskräfte beschäftigen oder nicht.

Schutz des hohen Lohnniveaus

Das Ziel der flankierenden Massnahmen ist der Schutz des hohen Schweizer Lohnniveaus vor den tieferen europäischen Salären. Das Massnahmenpaket gegen Lohn- und Sozialdumping umfasst hauptsächlich folgende drei Punkte:

Das Entsendegesetz unterstellt ausländische Arbeiter, die von ausländischen Arbeitgebern in die Schweiz geschickt werden, den hier geltenden Minimallöhnen und Arbeitsbedingungen. Dies umfasst Arbeits- und Ruhezeiten, die Feriendauer, aber auch Arbeitssicherheit und Gesundheitsschutz sowie Nichtdiskriminierung – namentlich die Gleichstellung von Mann und Frau. Wichtigster Punkt dürfte aber die minimale Entlohnung inklusive Zuschläge sein: Sie hat sich nach den allgemeinverbindlichen Gesamtarbeitsverträgen (GAV) oder branchenüblichen Normalarbeitsverträgen zu richten.

Die zweite Massnahme ist die erleichterte Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Gesamtarbeitsverträgen. Stellt beispielsweise eine Überwachungsbehörde (dazu später) wieder-

holt Missbräuche fest, kann der Bundesrat den betreffenden GAV für allgemeinverbindlich erklären. Allein im Jahr 2013 hat dies der Bundesrat in neun Fällen gemacht und so die Zahl der allgemeinverbindlichen GAV von 33 auf 42 erhöht. Allgemeinverbindlich heisst, dass der GAV für alle Firmen und alle Arbeitnehmer gilt – auch für die, die nicht am GAV mitgewirkt haben und nicht in einer Arbeitgeber- oder Arbeitnehmerorganisation Mitglied sind. In Branchen ohne GAV können zudem Bund und Kantone als dritte der flankierenden Massnahmen verbindliche Minimallöhne vorschreiben.

Um die Schutzmassnahmen für die Schweizer Löhne im Alltag durchzusetzen, wurde ein umfassender Überwachungsapparat aufgebaut. In Branchen, in denen der GAV für allgemeinverbindlich erklärt wurde, kontrollieren die sogenannten paritätischen Kommissionen die Einhaltung der Bestimmungen. Mitglieder der Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände haben dort Einsitz – sprich Gewerkschaften und Berufsverbände. In Branchen ohne allgemeinverbindlichen GAV kontrol-

Die Vollzugskosten betragen alleine für den Bund rund 11,5 Millionen Franken pro Jahr.

liert sogar eine tripartite Kommission. Neben den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern sind darin auch die kantonalen oder nationalen Behörden vertreten.

27 000 Kontrollen müssen diese Kommissionen insgesamt pro Jahr durchführen. So steht es in der bundesrätlichen Verordnung. Im Jahr 2012 wurden 38 944 Betriebe und 152 046 Personen kontrolliert. Die Vollzugskosten der flankierenden Massnahmen betragen alleine für den Bund rund 11,5 Millionen Franken pro Jahr. Weitere rund 11 Millionen bezahlt der Bund den Kantonen und den paritätischen Kommissionen zur Umsetzung der FlaM. Der Bund deckt jedoch nur einen kleinen Teil der Vollzugskosten. Den Grossteil bezahlen die Arbeitgeber, die verpflichtet sind, Beiträge an die Kontroll- und Vollzugskosten der Lohnkontrollen zu leisten.

Wie viel die Privatwirtschaft so für die Überwachung ihrer selbst abliefern, ist derzeit nicht bekannt. Der jährliche Betrag dürfte aber im dreistelligen Millionenbereich liegen: Stellt eine paritätische Kommission einen Verstoß gegen den GAV fest, kann sie dem fehlbaren Betrieb die Kontrollkosten (und eine Konventionalstrafe) auferlegen. Diese liegen bei durchschnittlich 3700 Franken. Multipliziert mit den knapp 39 000 Betriebskontrollen, macht das rund 140 Millionen Franken. Darin noch nicht eingerechnet sind die Kosten, welche durch den Arbeitsausfall während der Kontrollen entstehen.

Dem gegenüber steht die Idee der SVP, zu einem Kontingentsystem zurückzukehren.

Die damit verbundene Bürokratie kann derzeit nicht abgeschätzt werden, denn die Initiative sagt nichts über die Ausgestaltung des Systems.

Als Vergleichsmöglichkeit könnte aber das heutige System für Drittstaaten dienen. Das Verfahren bis zur Bewilligung ist für die kontingentierte Fachkräfte lang. Je nach Kanton und je nach zu rekrutierender Arbeitskraft dauert das Bewilligungsverfahren rund einen Monat, wie einer vom Seco in Auftrag gegebenen Studie zu entnehmen ist. Für Staaten mit Personenfreizügigkeit sind es rund neun Tage. Mit ein Grund für die Verzögerung: Um an ein Drittstaatenkontingent zu kommen, muss die Firma nachweisen, innerhalb der Schweiz und der EU keinen anderen Kandidaten gefunden zu haben. Einen solchen «Inländervorrang» verlangt auch die Volksinitiative, jedoch nur für die Schweiz, während die Personenfreizügigkeit einen Europäervorrang fordert. Das Bundesamt für Migration benötigt nach eigenen Angaben für seinen Teil der Bewilligung drei bis fünf Arbeitstage.

Aufwendige Rekrutierung

Wer eine Arbeitskraft aus einem Drittstaat rekrutieren will, muss nicht nur Gesuchsformular und Reisepass, sondern auch den Nachweis der Stellenausschreibung (wegen des «Inländervorrangs»), Lebenslauf und Qualifikationsausweise sowie Stellenbeschreibung, Pflichtenheft und Arbeitsvertrag einreichen. Die durch dieses Prozedere verursachten Regulierungskosten, welche von den Firmen zu tragen sind, betragen bis zu 886 Franken pro rekrutierte Person, wurde für die erwähnte Studie errechnet. Für Arbeiter, die via Personenfreizügigkeit in die Schweiz kommen, liegen die Kosten bei rund 24 Franken. Die tieferen Regulierungskosten haben aber auch damit zu tun, dass bei einer Rekrutierung aus Drittstaaten der künftige Arbeitgeber alle Formulare ausfüllen muss, wohingegen via Personenfreizügigkeit Eingewanderte dies selbst erledigen können, was die Unternehmen weniger belastet. Für das Jahr 2011 schätzt die Studie die gesamten Regulierungskosten für die Zulassung ausländischer Erwerbstätiger auf rund zwanzig Millionen Franken, knapp die Hälfte davon für Drittstaaten-Bewilligungen.

Die Rekrutierung von Personen in einem Kontingentsystem ist unbestrittenermassen aufwendiger als beim freien Personenverkehr. Dabei müssen allerdings zwei Punkte beachtet werden: Erstens liegt es bei der Schweiz, ob die Zuteilung der Bewilligungen und Kontingente einfach und unbürokratisch erfolgt oder ob dafür ein Marathon durch verschiedene kantonale und nationale Behörden notwendig absolviert werden muss. Entsprechend tiefer im Vergleich zu heute wären die Kosten. Zweitens führen die zusammen mit der Personenfreizügigkeit eingeführten flankierenden Massnahmen zu einer Lohnpolizei, die teurer ist und somit mehr Bürokratie verursacht als die Verwaltung von Kontingenten. ○

«Mamma Svizzera» hat genug

Verstopfte Strassen, Verdrängungskampf auf dem Arbeitsmarkt, steigende Sozialkosten: Das Tessin leidet wie kein anderer Kanton unter der Personenfreizügigkeit. Selbst wirtschaftsfreundliche Kreise stellen das Konzept in Frage. Von Lucien Scherrer und Holger Salach (Bild)

Claudia Crivelli hat genug: genug von den Hunderten italienischen Grenzgängern, die jeden Tag in Mendrisio einfallen, genug vom Verkehr und der Luftverschmutzung, genug von den Firmen, die Grünflächen überbauen und kaum noch Einheimische beschäftigen. «Wir sind hier überhaupt nicht fremdenfeindlich», sagt sie, «aber was zu viel ist, ist zu viel.»

Die Psychotherapeutin sitzt in ihrer Praxis im alten Dorfkern von Mendrisio, der von einer Trabantenstadt aus Outlets, Fabriken und Tankstellen umzingelt wird, in denen vornehmlich Italiener arbeiten. Der Gedanke, dass sich die alternativ angehauchte Mittvierzigerin für die Masseneinwanderungsinitiative der SVP erwärmen könnte, scheint abwegig. Doch Crivelli wird am 9. Februar mit Ja stimmen – nicht als Anhängerin der SVP, sondern als grüne Kantons- und Gemeinderätin. Die Tessiner Grünen haben beschlossen, die Masseneinwanderungsinitiative zu unterstützen, um «Verkehr und Arbeitslosigkeit zu bekämpfen», wie es Crivelli ausdrückt. Dies zum Entsetzen der Mutterpartei, die den freien Personenverkehr aus ideologischen Gründen für sakrosankt hält (Stichwort «Weltoffenheit»). Die Tessiner sehen das pragmatischer. «Für uns zählt nicht, aus welcher Ecke ein Vorstoss kommt», sagt Crivelli, «sondern, was er bewirkt.» Die moralische Entrüstung ihrer Deutschschweizer und welschen Genossen kann den *Verdi* egal sein. Denn im Tessin brodelte es gewaltig.

Distanz zum grossen Bruder Italien

Auf EU und Personenfreizügigkeit zu schimpfen, gehört hier zum guten Ton. Zwar lehnen die etablierten Parteien SP, CVP und FDP die Initiative offiziell ab. Doch selbst den glühendsten Anhängern der Personenfreizügigkeit ist klar, dass es am 9. Februar nur um die Frage geht, ob die Zustimmung im Kanton bei 60, 70 oder 80 Prozent liegen wird. EU-skeptisch waren die Tessiner schon immer, sie waren gegen den EWR, gegen Schengen und die Personenfreizügigkeit. Das liegt jedoch nicht an mangelnder «Weltoffenheit», denn die Integration der ausländischen Wohnbevölkerung – immerhin 25 Prozent – bereitet keine nennenswerten Probleme. Vielmehr war der Kanton, der wie ein Keil in die Lombardei ragt, stets darauf bedacht, Distanz zum grossen Bruder zu wahren, um nicht erdrückt zu werden.

Von Distanz kann keine Rede mehr sein. Seit dem Abschluss der bilateralen Verträge mit der

EU und dem Abbau bürokratischer Hürden auf dem Arbeitsmarkt (2002) hat sich die Zahl der italienischen Grenzgänger, der *frontalieri*, von 30 000 auf fast 60 000 verdoppelt. Gleichzeitig strömen immer mehr *padroncini* (Selbständige) und *distaccati* («Entsendete» italienischer Firmen) über die Grenze, um Aufträge zu erledigen. Letztes Jahr waren es 37 000, 60 Prozent mehr als im Vorjahr. Neben Staus auf den Strassen und steigenden Kosten für die Infrastruktur führt der Zustrom italienischer Arbeitskräfte zu einem wachsenden Druck auf dem Arbeitsmarkt, besonders im Dienstleistungssektor, der vor der Einführung der Personenfreizügigkeit fest in der Hand der Einheimischen war. Kamen früher hauptsächlich Industriearbeiter, sind es heute Verkäufer, Banker und Telekommunikationsspezialisten.

«Viele Leute haben Angst vor der Zukunft und der Zukunft ihrer Kinder», sagt der Tessi-

ner Regierungspräsident Paolo Beltraminelli (CVP), «das ist angesichts der Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt verständlich.» Die heutige Lage seines Kantons vergleicht der Regierungschef mit einer Wasserwaage: «Wir stehen hier oben, die Italiener da unten», sagt er, «sie wollen rauf, aber wir nicht runter.»

Bevor Italien 2008 in eine Krise griechischen Ausmasses schlitterte, war das anders. Die Lombardei war eine prosperierende Region, in der es weniger Arbeitslose gab als im Tessin (2006 waren es 3,6 Prozent, im Tessin 4,5 Prozent). Heute steht das wirtschaftlich gesunde Tessin mit seinen 350 000 Einwohnern einem 8-Millionen-Gebiet gegenüber, in dem 7 bis 8 Prozent arbeitslos sind. Die gebeutelten Italiener preisen den Kanton als «Mamma Svizzera», als «Stossdämpfer» für die hauseigene Krise, wie es der *Corriere di Como* kürzlich ausdrückte.



«Jeder, der unsere Probleme bestreitet, soll erst hierherkommen»: Gemeinde- und Kantonsrätin Crivelli.

Die Personenfreizügigkeit wirkt in dieser Situation wie ein Magnet, denn sie hat ideale Bedingungen geschaffen für italienische Firmen und Grenzarbeiter. So bezahlen Pendler, die in einem Umkreis von 20 Kilometern von der Grenze entfernt wohnen, eine Quellensteuer von bloss 4 Prozent (wobei die Schweiz 38 Prozent der Einnahmen an Italien zurückschickt); in Italien, das seine Bürger mit Steuersätzen von 40 Prozent schröpft, sind sie von der Einkommenssteuer befreit. Die Lohnunterschiede – eine Verkäuferin verdient in der Lombardei 1300, im Tessin 3800 Franken –, tragen das Übrige dazu bei, dass sich jeder Italiener, der sein Glück nicht bei «Mamma Svizzera» versucht, wie ein Dummkopf vorkommen muss.

Im Gegenzug können Schweizer Firmen seit der Abschaffung der Kontingente auf ein unerschöpfliches Reservoir von günstigen und qualifizierten Arbeitskräften zurückgreifen. Von den tausend Mitarbeitern im Mode-Outlet Foxtown in Mendrisio etwa sind heute 80 Prozent Grenzgänger. Für derartige Phänomene gibt es meist zwei verschiedene Erklärungen: Die Patrons behaupten, die Tessiner wollten die Stellen nicht, die Tessiner dagegen sagen, man wolle sie nicht. So sorgte Foxtown-Präsident Silvio Tarchini kürzlich für einen Sturm der Entrüstung, als er den Einheimischen mangelnde Fle-

xibilität unterstellte. Als Protest trug die SVP innerhalb von wenigen Tagen über hundert Bewerbungen von Einheimischen zusammen, die gerne bei Foxtown arbeiten würden. «Vielen Firmen geht es nur noch darum, möglichst tiefe Löhne zu bezahlen», sagt der Urheber der Aktion, SVP-Gemeinderat Dominik Hoehle. Mit der Folge, dass immer mehr Jugendliche arbeitslos würden und über Fünfzigjährige «keine Chance» mehr auf einen neuen Job hätten.

Sozialausgaben steigen

Die Anzeichen, dass Einheimische verdrängt werden, mehren sich. In einer Studie hat die Regierung kürzlich festgestellt, dass die Zahl der Grenzgänger mittlerweile stärker wächst als jene der Arbeitsplätze (2002 gab es 188 000, im letzten Jahr 220 000). Die Arbeitslosigkeit hat sich seit 2006 zwar nur leicht erhöht, von 4,5 auf 4,8 Prozent. Doch die Sozialausgaben des Kantons sind seit 2011 markant gestiegen, von 80 auf 100 Millionen Franken. Ein Grund dafür ist die wachsende Zahl der Ausgesteuerten, die die Arbeitslosenstatistik nicht mehr erfasst. Gemäss einem Ende 2013 veröffentlichten Bericht des Staatssekretariats für Wirtschaft ist die Erwerbslosenquote innerhalb eines Jahres von 6 auf 7 Prozent geklettert. Unter Jugendlichen beträgt sie gar 15 Prozent. Es ist verbürgt, dass manche Firmen lieber einen gutausgebildeten Italiener anstellen, der für einen Lehrlingslohn arbeitet, statt einen «echten» Lehrling.

Derweil klagt das Tessiner Gewerbe über unläutereren Wettbewerb von Seiten der Italiener. «Wir Schweizer halten uns brav an alle Vorschriften», sagt Roberta Pantani, Nationalrätin der EU-kritischen Lega dei Ticinesi, «wir verschaffen Firmen und Grenzgängern rasch ihre Bewilligungen, und im Gegenzug tricksen sie uns aus.» Tatsächlich fliegen regelmässig *padroncini* auf, die bloss zum Schein selbstständig sind, in Wahrheit aber für italienische Firmen arbeiten. So lässt sich die Abgabe von Sozialversicherungsbeiträgen umgehen. Ein anderer Trick besteht darin, Aufträge gestaffelt zu verrechnen, denn bis 10 000 Franken fällt keine Mehrwertsteuer an. Ebenso können sich italienische Firmen einen Wettbewerbsvorteil verschaffen, indem sie vorgeschriebene Mindestlöhne auf dem Papier bezahlen, ihren Angestellten nach der Rückkehr jedoch einen Monat Fronarbeit verordnen. Letztes Jahr flogen rund 600 Verstösse auf, obwohl die Kontrollen heute mangelhaft sind.

Gibt es Hoffnung, dass sich die Lage bessert? Regierungspräsident Beltraminelli antwortet mit einem Seufzer: «Solange Italien in der Krise steckt, wird der Druck bleiben.» Die Wiedereinführung von Kontingenten lehnt er ab, da dies «das falsche Mittel» sei. «Es wäre sinnvoller», meint Beltraminelli, «für gewisse Branchen eine Notbremse einzurichten, sofern genügend einheimische Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.» Vorerst will man den Aus-

wüchsen mit über sechzig Massnahmen bekommen, darunter Steuererhöhungen für Grenzgänger, die Abschaffung der Mehrwertsteuergrenze und schärfere Kontrollen.

Mit dem heutigen System hadern selbst wirtschaftsfreundliche Kreise. «Es ist unschön, dass Einheimische von Grenzgängern ersetzt werden», sagt Luca Albertoni, Leiter der Tessiner Handelskammer. Den Arbeitsmarkt mit Kontingenten, Gesamtarbeitsverträgen und Mindestlöhnen zu regulieren, hält er jedoch für falsch: «Wenn der Markt derart verkleistert wird, wäre es uns lieber, wenn die Verträge gleich ganz gekündigt und neu ausgehandelt würden.» Um den Druck der Grenzgänger zu entschärfen, schwebt Albertoni eine einfache Lösung vor: Italien solle sie direkt besteuern,

«Wir verschaffen Grenzgängern und Firmen rasch Bewilligungen, im Gegenzug tricksen sie uns aus.»

dann werde Pendeln automatisch weniger attraktiv. Doch auch die Tessiner müssten ihre «schizophrene Haltung» überdenken. «Böse gesagt, kaufen sie ihre neue Küche in Italien und lassen sie von einem *padroncino* montieren, um sich hinterher darüber zu beschweren, dass ihr Sohn keine Lehrstelle findet.»

Die oft bemühte Behauptung, die Personenfreizügigkeit sei ein Win-win-Spiel, entpuppt sich im Tessin als Legende. Denn während italienische Firmen ohne viel Aufwand mitsamt ihrer Belegschaft in die Schweiz ziehen können, um Steuern zu sparen – nach Schätzungen der Regierung gab es bisher 100 bis 150 derartige Fälle –, ist es für Schweizer Firmen in Italien fast unmöglich, Geschäfte zu machen. «Oft steckt dahinter nicht einmal eine gezielte Diskriminierung», sagt Albertoni, «es liegt am Chaos und an der überbordenden Bürokratie.» Bezeichnenderweise gibt es in Italien auch kaum Schweizer Grenzgänger – nicht nur, weil es an Arbeit mangelt, sondern auch, weil die Hürden zu hoch sind. «Das alles verletzt eigentlich die bilateralen Verträge», sagt Albertoni.

Man könnte es auch so ausdrücken: Das Tessin lebt ein freiheitliches System, ist aber umgeben von einem Gebiet, in dem die liberalen Prinzipien nur auf dem Papier gelten und das seinen «Partner» als Auffangbecken für seine Arbeitslosen betrachtet. Dass die Tessiner die Personenfreizügigkeit als Einbahnstrasse wahrnehmen, ist da nachvollziehbar. «Jeder, der unsere Probleme bestreitet, soll erst hierherkommen, bevor er uns Fremdenfeindlichkeit vorwirft», sagt Claudia Crivelli. Unten im Industriegebiet von Mendrisio ist Feierabend, Autos mit italienischen Kennzeichen stauen sich auf der Strasse, auf der Autobahn bewegt sich eine rote Lichterkette in Richtung Süden. Morgen kommen sie wieder, zurück in den Schoss von «Mamma Svizzera». ○





Personenfreizügigkeit

Dichtestress?

Die Zuwanderung sei nicht mehr verkraftbar, heisst es, in der Schweiz sei es bereits eng. Blödsinn! Man muss die Schweiz nicht zubetonieren, um jährlich 80 000 Zuzüger unterzubringen.

Von Thomas Haemmerli

Sie sei kulturell nicht mehr verkraftbar, erklärte Ueli Maurer, damals gerade Bundespräsident, in Sachen Zuwanderung. Da war er wieder, der Zombie, der alle paar Jahre aufsteht: die schwarzenbachsche Panik vor Zuwanderern. In den Siebzigern galten Italiener als artfremd, heute fürchtet man Berufsleute aus der ganzen EU. Was aber ist das Problem von Maurer und Konsorten?

1 — Aus allen Gazetten hört man die Klage, wir litten an Dichtestress. Dichtestress? Der Begriff entstammt einem bayrischen Labor, in dem man Tests an Tupaia's vornahm. Diese Spitzhörnchen spreizen bei Stress die Schwanzhaare, weshalb sie für Experimente so geeignet sind. Ausserdem sind sie Sozialphobiker, die ihren Wurf weit von sich entfernt unterbringen und nur alle zwei Tage besuchen. Sperrt man mehrere zusammen, fressen die Mütter ihre Jungen. Darauf verrecken die Rangniederen. Der Begriff Dichtestress hatte seine fünfzehn Minuten Ruhm in den Siebzigern, als der Kybernetiker Frederic Vester damit seine Öko-Apokalyptik dramatisierte. Dann geisterte «Dichtestress» nur noch durch Publikationen am ganz rechten Rand, wo man seit je gerne mit Biologismen argumentiert. Von dort führt ein direkter Weg über die xenophob-ökologische Ecopop-Initiative zur Schweizer Journalle. Hoch anfällig für Sprachmarotten, die sie der Bürde genauen Formulierens entheben, griffen Journalisten den Begriff begeistert auf. Leiden wir an Dichtestress? Nonsens! Wer im Geiste die Schwanzhaare spreizt, wer so sozialphobisch wie Tupaia's ist, der geht besser zum Psychiater als an die Urne.

2 — Als Beispiel für die behauptete Enge führt man stets volle Eisenbahnen an. Wobei zwei Drittel aller Züge unterbelegt durch die Gegend rattern. Zwischen 1997 und 2007 stieg die Bevölkerung um sieben Prozent, die nachgefragten Bahnkilometer pro Person stiegen aber um 44 Prozent. Der volle Zug ist Folge grösserer Mobilitätsbedürfnisse aller, er ist Folge des Spleens, dass alle meinen, zur selben Zeit arbeiten zu müssen. Und lieber an Sitzungen reisen, als online zu palavern. Wird es wieder Sitzplätze für Stosszeiten-Pendler und ihre Mappen geben, wenn wir Kontingente für EU-Bürger einführen? Nonsens!

3 — In der Schweiz sind pro Tag rund eine Million Leute mit der Bahn unterwegs. Anderswo ist das ein Bruchteil des Berufsverkehrs jeder Grossstadt. Erzähle mir niemand, ein hochorganisiertes Land wie die Schweiz kriege das nicht auf die Reihe. Und habe ich Bahnstress wegen der Zuwanderung? Nonsens! Stress habe ich wegen der Rückwanderung von Andreas Meyer aus Deutschland an die Spitze der SBB. Stress habe ich, weil Meyers Apps nicht funktionieren, Stress habe ich, weil Meyer Speisewagen und Verpflegungswägelchen



Spreizt bei Stress die Schwanzhaare: Tupaia.

streicht, weil ich als zahlungswilliger SBB-Kunde wie ein Verbrecher behandelt werde.

4 — Wenn FDP-Präsident Philipp Müller mit Bernhardinerblick lamentiert, das Mittelland sei eine der am dichtesten besiedelten Gegenden der Welt, so frage ich mich: Woher hat er das? Greater London zählt ungefähr so viele Einwohner wie die Schweiz und fände Platz im Kanton Zürich. Ist es in Greater London eng? Nonsens! Wenn der freisinnige Tupaia-Chef unter der Bebauung des Mittellandes leidet, was soll dann ich sagen, der ich gerade im Zentrum der Gerne-grossmetropole Zürich siedle?

5 — Anfang der Sechziger hatte Zürich rund 440 000 Einwohner, dann begann eine massive Stadtflucht. Inzwischen wächst Zürich wieder und hat neulich die 400 000er Marke geknackt. Wobei noch nie so viel Wohn- und Büroraum zur Verfügung stand. Ist es in Zürich eng? Nonsens!

6 — 80 000 Zuwanderer! 80 000 jährlich, höre ich Untergangspropheten wie Mundwasser-Minder landauf, landab jammern. Stets gefolgt von der Beschwörung, das sei jedes Jahr die Stadt St. Gallen, jedes Jahr müsse St. Gallen neu gebaut werden. Sankt Gallen! Sankt Gallen! Ach Gottchen. St. Gallen hat eine barocke Kirche und eine Stiftsbibliothek, hat eine Universität und ein Parlament, hat Kinos und Theater. Und, und, und. Die stehen schon da. Die braucht man nicht extra neu zu bauen, wenn 80 000 Leute kommen. Muss man also jedes Jahr ein neues St. Gallen bauen? Nonsens!

7 — 90 Prozent aller Wohnungen in der Schweiz gehören zur Kategorie «Parterre bis dritter Stock», in Zürich liegt die Zahl noch bei 86 Prozent. Unsere Städte sind flach, weil fortschrittsverdrossene Linke und veränderungsunwillige Rechte mit Unsinn wie Schattenwurfregel, dem Schreckgespenst Hongkong und dem Prinzip, dass Hochhäuser kein Mittel der Verdichtung sein dürfen, den häuslicheren Umgang mit der Ressource Boden verhindern. Muss man die Schweiz zubetonieren, um jährlich 80 000 oder 100 000 Zuzüger unterzubringen? Nonsens! Wird die Schweiz bei Verdichtung in die Höhe ein zweites Singapur? Nonsens! Mit vier oder fünf Stockwerken sähe die eine oder andere Stadt vielleicht etwas mehr wie Hamburg aus.

Dass die Schweiz kein Agrarland, sondern eine Wirtschaftsgrossmacht ist, das verdanken wir pragmatischem Zupacken, das verdanken wir einer optimistischen Grundhaltung, wir verdanken es den Beiträgen hugenottischer, deutscher und italienischer Zuwanderer. Und wir verdanken es dem Umstand, dass das Volk verzagte Fortschrittsfeinde von Schwarzenbach bis Maurer immer wieder in die Schranken weist.

Thomas Haemmerli ist Präsident der Gesellschaft offene und moderne Schweiz (Goms), die das Bändchen «Der Zug ist voll – die Schweiz im Dichtestress» publiziert hat.



Gewerkschaften

Die neue Macht

Obwohl die Arbeitnehmerverbände Mitglieder verlieren, verfügen sie über eine pralle Kriegskasse. Ob sie ihr Geld im Interesse der Arbeiter einsetzen, ist fraglich, wie ihr Engagement gegen die Zuwanderungsinitiative zeigt. *Von Thomas Matter*

Der flexible Arbeitsmarkt ist eine wichtige Grundlage für die Wettbewerbsfähigkeit der hiesigen Wirtschaft. Anders als in umliegenden Ländern können die Unternehmen ihre Personalpolitik an der wirtschaftlichen Entwicklung ausrichten. Die Neuanstellung von Mitarbeitern ist somit weniger riskant und trotz des hohen Lohnniveaus betriebswirtschaftlich attraktiver als in Ländern mit stark regulierten Arbeitsmärkten. Dank dem bleibt die Arbeitslosigkeit gering.

Zentrale Voraussetzungen für diese Errungenschaft war die traditionell begrenzte Stellung der Gewerkschaften. Denn wie viele ausländische Beispiele zeigen, schaden die Kollektivforderungen der Gewerkschaften dem Arbeitsplatz und gefährden Arbeitsplätze.

Demgegenüber galt hierzulande traditionell der Grundsatz, dass zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern individuelle Verträge ausgehandelt werden. Doch seit Einführung der Personenfreizügigkeit versuchen die Gewerkschaften dieses System mit starren, flächendeckenden und letztlich nach unten nivellierenden, branchenüberquerenden Lohnmodellen zu ersetzen. Zudem gefährden sie mit immer wieder angedrohten Arbeitskonflikten und Streiks den über alles gesehen intakten Zusammenhalt der Bevölkerung.

Um die Personenfreizügigkeit mit der EU auch der politischen Linken und den Gewerkschaftern schmackhaft zu machen, wurden in Bundesbern die so genannten «flankierenden Massnahmen» ersonnen. Diese beinhalten aufwendige bürokratische Kontroll- und Sanktionsmassnahmen und allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge (GAV), die seither wie Pilze aus dem Boden schießen.

Prallvolle Kriegskassen

Eine prestigeträchtige angebliche Errungenschaft dieser GAV sind die Mindestlöhne. Doch gerade sie werden dazu führen, dass Arbeitsplätze und Unternehmen verschwinden, weil die vorgeschriebenen Löhne – etwa in Coiffeurgeschäften oder Restaurationsbetrieben – die Möglichkeiten des freien Markts überfordern. Mindestlöhne vernichten nachweislich Jobs, speziell für junge Arbeitnehmer nach Abschluss der Berufsausbildung. Und sie tragen dazu bei, dass Teile unseres Arbeitsplatzes ins billigere Ausland verlagert werden.

Die Gewerkschaften hingegen geniessen die durchaus angenehmen Nebenerscheinungen ihrer Einnahmen aus den allgemein verbindlichen GAV: Obwohl die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften schrumpfen, verfügen diese über immer mehr Erträge, im Fall der Unia beispielsweise jährlich über 130 Millionen Franken. Dies bedeutet eine prallvolle Kriegskasse, die sie für ihre linken politischen Aktionen und Anliegen einsetzen können. Und so erstaunt es nicht, dass Unia und Co. problemlos die Mittel aufbringen, dem Volk immer neue wirtschafts-



Feiert mit Kommunisten: Valentin Vogt.

feindliche Initiativen zu präsentieren, etwa zur angeblichen Steuergerechtigkeit, zum Mindestlohn, die Initiative AHVplus und so weiter. Durch den willkommenen zusätzlichen Finanzzustrom haben die Gewerkschaften im Vergleich zu früher ganz neue machtpolitische Möglichkeiten erhalten, die sie rege nutzen. Eine ganz andere Frage ist, ob sie damit im Interesse der Arbeitnehmer handeln.

Kritisch darf man fragen, ob nicht die meisten Arbeitnehmer lieber für 3900 Franken arbeiten würden, als bei einem Mindestlohn von 4100 Franken arbeitslos zu sein. Auch den Gewerkschaften muss klar sein, dass sich un-

ser recht umfangreicher Sozialstaat nur mit Grenzen – auch mit Grenzen der Zuwanderung – erhalten lässt. Trotzdem setzen sie auf die Personenfreizügigkeit, vor allem auch, weil so die flankierenden Massnahmen erhalten und wohl weiter ausgebaut werden. Damit ist den Gewerkschaften, aber nicht unbedingt ihren Mitgliedern gedient.

Zudem entstehen höhere Kosten für die Wirtschaft, und die Wettbewerbsfähigkeit wird geschwächt. Die bürgerlichen Politiker und Wirtschaftsverbände sollten diese Entwicklung hinterfragen und insbesondere die wirtschaftsfeindlichen flankierenden Massnahmen nicht immer weiter ausdehnen.

Wenn der Präsident des Arbeitgeberverbandes gemeinsam mit dem kommunistischen Organisator der 1. Mai-Feier auf dem Zürcher Helvetiaplatz gegen die Massenzuwanderungsinitiative demonstriert, ist etwas faul im Staate Schweiz. An die Arbeitnehmer ergeht der Appell, sich genau zu überlegen, was die Gewerkschaften mit ihrem Geld anstellen und inwieweit sie wirklich ihre Interessen vertreten. Jugendliche Ideologen, die vor ihrer Funktionärstätigkeit kaum Erfahrung in der Wirtschaft gesammelt haben, sind naturgemäss weit weg von der Lebenswirklichkeit der werktätigen Bevölkerung.

Im real existierenden Sozialismus verschmolzen Staat und Gesellschaft zu einer einzigen grossen Gewerkschaft – die daraus folgende ökonomische und humanitäre Katastrophe ist bekannt. In Grossbritannien musste Margaret Thatcher in einem Kraftakt zuerst die Macht der Gewerkschaften brechen, um das Land auf den wirtschaftlichen Erfolgspfad zurückzuführen.

Es ist bezeichnend, dass da, wo die Gewerkschaften stark sind, fast immer eine hohe Arbeitslosigkeit besteht. Die enormen Probleme der südlichen EU-Staaten oder Frankreichs sind durch den Einfluss der dort herrschenden Gewerkschaften wesentlich mitverursacht, inklusive der Jugendarbeitslosigkeit, die etwa in Spanien 60 Prozent erreicht. Soll jetzt die Schweiz denselben Holzweg beschreiten?

Thomas Matter ist Unternehmer, Verwaltungsratspräsident der Neuen Helvetischen Bank und Mitglied der Geschäftsleitung der SVP des Kantons Zürich.

Leupi mimt den Macher

Der Zürcher Finanzvorsteher Daniel Leupi hatte lange Zeit nichts dagegen, dass gutbetuchte Politiker in günstigen Stadtwohnungen wohnen. Nachdem alles aufflog, will er aufräumen. Wie ernst ist es ihm damit? Von Christoph Landolt



«Das geht nicht»: Finanzvorsteher Leupi.

Wie ein Wanderer, der jeden Stein umdreht, um einen Käfer zu finden, den er, wenn er einfach weiterliefe, nie bemerken würde – dieses Bild fiel Daniel Leupi ein, als er letzten Dienstag von der *Weltwoche* mit Recherchen konfrontiert wurde. Es ging um eine Liste von Prominenten, die eine günstige Wohnung der Stadt belegen, obwohl sie nicht darauf angewiesen wären (Nr. 4/14).

Der Wanderer, das ist in Leupis Metapher der Journalist. Der Käfer wäre dann wohl der «Einzelfall», der nicht den Blick auf die schöne Landschaft trüben sollte. Die schöne Landschaft, das sind die 6500 Wohnungen, welche die Stadt zu konkurrenzlos günstigen Konditionen vermietet und die eine bessere «soziale Durchmischung» garantieren sollen. Daniel Leupi, Finanzvorsteher der Stadt Zürich und Herr über diese Wohnungen, ist überzeugt:

«Das Gesamtsystem funktioniert.» Ja, die städtischen Wohnungen seien für die Stadt ein «Erfolgsfaktor».

Leupi geriet in Erklärungsnot, nachdem der *Tages-Anzeiger* publik gemacht hatte, dass die millionenschwere Zürcher SVP-Gemeinderätin Hedy Schlatter für 1600 Franken Monatsmiete eine städtische Dreizimmerwohnung mit Seesicht belegt. Kein Einzelfall, wie die *Weltwoche* (Nr. 4/14) berichtete: Opernsängerin Noëmi Nadelmann, Millionärgattin Christina Vögeli, die Nationalräte Daniel Vischer und Kathy Riklin – sie alle leben ebenfalls in Stadtwohnungen, obwohl sie sich problemlos auch auf dem freien Wohnungsmarkt etwas leisten könnten.

«Gibt einen gewissen Handlungsbedarf»

Ganz so perfekt, wie Leupi es gerne hätte, funktioniert die Vergabepolitik der Stadt of-

fenbar nicht. Kurz nach Bekanntwerden des Falls Schlatter tagte das Stadtparlament. Wichtigstes Traktandum war ein FDP-Vorstoss, der verlangte, dass die günstigen Stadtwohnungen jenen zugutekommen sollen, die nur über bescheidene Mittel verfügen. Der Finanzvorsteher redete im Namen des Gesamtstadtrats gegen die Vorlage. Es gebe «einen gewissen Handlungsbedarf», räumte Leupi ein. Die Liegenschaftsverwaltung habe deshalb bereits den Auftrag erhalten, das Mietreglement zu überprüfen. «Rigide finanzielle Limiten» aber lehne er ab. «Das würde klar dem Ziel der sozialen Durchmischung widersprechen.»

Im Einzelfall scheint Leupi jedoch eine klare Vorstellung davon zu haben, welche finanziellen Limiten opportun sind und welche nicht. Nachdem das Parlament die FDP-Vorlage abgelehnt und der Präsident die Sitzung ge-

geschlossen hatte, nahm Leupi die wohlhabende SVP-Gemeinderätin Hedy Schlatter zur Seite und beschied ihr, sie müsse ausziehen. Wem es so gut gehe wie ihr, dürfe nicht in einer günstigen Wohnung leben, sagte Leupi zur verdutzten Politikerin. Falls sie nicht selbst kündige, werde ihr gekündigt.

Derselbe Daniel Leupi, der stets beteuerte, es gebe keine gesetzliche Grundlage, um jemandem zu kündigen, hatte nun plötzlich einen Hebel gefunden, mit dem er die SVP-Frau hinauspedieren konnte. «Bei Frau Schlatter ist das Verhältnis von Miete und Einkommen etwa 1:10», diktierte er dem *Tages-Anzeiger*. «Das geht nicht.» Mit einem Schlag stand der Grüne als Macher da, der entschlossen aufräumt.

Es ist ein erstaunlicher Sinneswandel. Bis anhin hatte Leupi nämlich keinen Grund zum Einschreiten gesehen. Dabei musste ihm längst bekannt sein, dass gutverdienende Politiker in den günstigen Wohnungen hausen. Die *Weltwoche* hatte bereits im letzten Jahr mehrmals über CVP-Nationalrätin Kathy Riklin berichtet, die eine Stadtwohnung zum Sparpreis belegt, obwohl sie ein üppiges Einkommen hat (Nr. 4/13) und Liegenschaften am Zürichberg (Nr. 40/13) sowie am Luganersee (Nr. 44/13) besitzt.

Der zweite prominente Parlamentarier, der eine Stadtwohnung belegt, ist Daniel Vischer. Der grüne Nationalrat gibt an, er habe sowohl seinen Parteikollegen Leupi wie dessen Vorgänger Martin Vollenwyder (FDP) darauf aufmerksam gemacht, dass er gerne mehr für seine Stadtwohnung bezahlen würde als die bescheidenen 1473 Franken, die seine drei Zimmer kosten. Weder Leupi noch Vollenwyder seien darauf eingegangen, so Vischer.

Plötzlich war die Situation «stossend»

Leupi wusste also seit längerem von mindestens zwei gutsituierten Politikern in städtischen Wohnungen. Bis anhin stellte sich der studierte Ökonom auf den (ökonomisch un-



Muss ausziehen: SVP-Gemeinderätin Schlatter.

sinnigen) Standpunkt, dass eine Wohnung, die unter Wert vermietet wird, nicht subventioniert sei, weshalb sich die Gerechtigkeitsfrage nicht stellte. Doch als bekannt wurde, dass auch eine SVP-Frau vom Prinzip der sogenannten Kostenmiete profitiert, war die Situation plötzlich «stossend». Leupi forderte Hedy Schlatter – und nur sie – zum Gehen auf.

Diese anfängliche Ungleichbehandlung brachte Leupi prompt Kritik ein. Selbst die brave *Schweizer Illustrierte* bedachte ihn mit einem Schmähpriest: «Dass Sie aber all die anderen gut betuchten Profiteure weiterhin schonen wollen, verdient unseren Kaktus. Garantiert nicht subventioniert!» Das Finanzdepartement schob darauf eilig nach, dass nicht nur die Wohnung der SVP-Vertreterin zur Disposition stehe. Auch die anderen Namen, die die *Weltwoche* genannt hatte, würden überprüft.

Vorsichtig ging Leupi auf Distanz zu seinen Vorgängern. Er glaube, dass bei der Vergabe von städtischen Wohnungen heute «eine andere Mentalität» herrsche als früher, sagte er im Interview mit dem *Tages-Anzeiger*. Und: «Früher mag es schon einmal vorgekommen sein, dass sogenannte wichtige Personen ihren Einfluss geltend gemacht haben.»

Leupi tönte damit an, was in der Stadt seit langem gemunkelt wird: dass jemand, der eine schöne Wohnung zum Schnäppchenpreis will,

«Früher mag es vorgekommen sein, dass wichtige Personen ihren Einfluss geltend gemacht haben.»

vor allem gute Beziehungen braucht. Das würde auch die auffällige Konzentration von Spitzenbeamten und Politikern in besonders wertvollen Liegenschaften wie derjenigen an der Schipfe 45 (Ex-Wasserwerk-Direktor, Ex-Stadtbaumeister, Nationalrätin) erklären. Wenn sich Leupis Vorgänger Martin Vollenwyder zusätzlich brüstete, er entscheide «bei heiklen Vergaben regelmässig persönlich», dann vermochte er den Verdacht der Günstlingswirtschaft und Willkür damit nicht gerade zu zerstreuen. Auf Anfrage bestreitet der langjährige Finanzvorsteher, dass während seiner Amtszeit wichtige Leute ihren Einfluss geltend gemacht hätten. Bei seinen Entscheiden seien die Kriterien «Notsituation, Alter der Kinder und so weiter» massgebend gewesen, sagt Vollenwyder. Zu überprüfen war dies indes für niemanden, denn die Mieterliste der Stadt ist streng geheim. Dem Wunsch von Gemeinderäten, einen Blick auf die Liste zu werfen, habe er nicht entsprochen, «weil ich den Schutz der Privatsphäre wichtig finde», erklärt Vollenwyder.

An der Geheimhaltungspolitik will auch sein Nachfolger nichts ändern. Auch regelmässige Kontrollen, ohne die jede Regelung ein



Entschied persönlich: Ex-Stadtrat Vollenwyder.

Papiertiger bleibt, soll es nicht geben. Er sei «kein Freund des Generalverdachtes», erklärte Leupi. Die Liegenschaftsverwaltung prüfe aber jeden Hinweis, der an sie gelange.

Glück haben also jene Besserverdiener, die nicht prominent sind. Sie können weiterhin so viel verdienen, wie sie wollen – die Stadt verlangt weder mehr Miete, noch spricht sie die Wohnungen Leuten zu, die weniger finanzstark sind. Wie viele solche Fälle es gibt, lässt sich nicht beantworten – Datenschutz. Man muss aber davon ausgehen, dass es in den 6500 indirekt subventionierten Wohnungen eine ganze Reihe von Leuten hat, die problemlos eine Marktmiete bezahlen könnten.

Linke fürchtet Einkommensregeln

Würde Zürich – wie andere Städte – die Mieten dem quartierüblichen Niveau anpassen, würde es weniger dunkelrote Zahlen schreiben. Doch Defizite fürchtet das rot-grüne Bollwerk in Regierung und Parlament weniger als die Diskussion um Fairness bei der Wohnbaupolitik. Die linken Parteien wissen genau: Gelten bei den Stadtwohnungen erst einmal strenge Einkommensregeln, ist der Ruf nach Kontrollen bei den staatlich gestützten Wohnbaugenossenschaften nicht mehr weit.

Bereits fordert die Post-Vollenwyder-FDP Belegungs- und Einkommensvorschriften für die staatlich gestützten Genossenschaften. Es ist eine Forderung, die die Linke im Kern trifft. So mancher, der bei SP und Grünen Rang und Namen hat, lebt in einer Genossenschafts-siedlung, die auf vergünstigtem Land der Stadt gebaut wurde und somit subventioniert ist. Doch das ist eine andere Geschichte. ○

Der Schwindel des Herzspezialisten

Vertuschungsversuche und falsche Aussagen: Mit allen Mitteln versucht Thomas Lüscher, Leiter der Klinik für Kardiologie am Universitätsspital Zürich, zu verschleiern, dass er abgeschrieben hat. Der von der Universität beigezogene Gutachter spricht klar von einem Plagiat. *Von Alex Reichmuth*



«Lügen leben in der Wissenschaft nicht lange»: Plagiator Thomas Lüscher.

Thomas Lüscher präsentiert sich gerne als Saubermann. Im *European Heart Journal*, dessen leitender Herausgeber der Zürcher Kardiologe ist, hat er sich letztes Jahr über Betrug in der Wissenschaft ausgelassen. Bei der Frage, wer als Autor einer Forschungsarbeit gelten sollte, ermahnte Lüscher, dass «wenn immer wir eine Autorschaft akzeptieren, wir uns der Verantwortung, die wir tragen, bewusst sein müssen».

Nun ist der Leiter der Herzklinik am Universitätsspital Zürich der angemahnten Verantwortung selber nicht nachgekommen. Im Gegenteil: Der Doppelprofessor der Universität Zürich hat sich unrechtmässig als Autor eines Kapitels in einem medizinischen Lehrbuch bezeichnet. Lüscher, einer der einflussreichsten Herzspezialisten Europas, hat zudem versucht, sein Verhalten zu vertuschen und den Geschädigten seines Plagiats «einzuseifen». Auch vor Falschaussagen schreckte er nicht zurück.

Vor zwei Wochen hat die *Weltwoche* Lüschers Plagiat enthüllt. Es geht um das medizinische Lehrbuch «Siegenthalers Differenzialdiagnose: Innere Krankheiten – vom Symptom zur Diagnose» – ein Werk mit hohem Prestige, das vornehmlich von Zürcher Ärzten geschrieben wurde. Letztes Jahr erschien die 20. Auflage des Klassikers. Darin zeichnet Thomas Lüscher unter anderem als Co-Autor von Kapitel 31 namens «Schwindel und synkopale Zustände». Der Text und die Abbildungen wurden aber praktisch unverändert übernommen von der 19. Auflage von 2005, obwohl dort nicht Lüscher, sondern seine ehemaligen Mitarbeiter Christoph Scharf und Peter Greminger als Co-Autoren firmierten. Scharf, inzwischen Kardiologe an der Zürcher Privatklinik Im Park, wird lediglich als «früherer Bearbeiter» genannt. Er hat darum im letzten August bei der Universität Anzeige gegen Lüscher erstattet.

Thomas Lüscher liess sich im *Weltwoche*-Artikel mit der Aussage zitieren, die «Diskussionen zur korrekten Erwähnung der Autorschaft» seien «einernehmlich bereinigt» worden. Man habe sich geeinigt, im Nachdruck des Buches «eine völlig überarbeitete Version» des Kapitels 31 zu publizieren. Die Behauptung, die «Diskussionen» um die Autorschaft seien bereinigt, wiederholte Lüscher letzte Woche in einer Gegendarstellung in der *Weltwoche*. Er schrieb dort weiter, «aus rechtlicher Sicht» liege kein Plagiat vor, «zumal auch alle Mitautoren der 19. Auflage namentlich erwähnt sind».

Fazit liegt nicht vor

An den Aussagen von Lüscher war fast alles falsch. Richtig ist, dass die Universität Philipp Heitz, den ehemaligen Dekan der Medizinischen Fakultät, beauftragt hat, die Vorwürfe

abzuklären. Heitz' Fazit liegt noch nicht vor. Aber der juristische Gutachter, den er beigezogen hat, hat bereits bestätigt, dass Lüscher die Regeln der Autorschaft missachtet hat. «Der von uns beauftragte Gutachter geht von einem Plagiat aus», schrieb Heitz am 13. Januar in einer E-Mail. Nach Abschluss der Untersuchung durch Heitz muss die Leitung der Universität Stellung nehmen zu den Plagiatsvorwürfen. Von einer «einvernehmlichen» Bereinigung der Affäre kann also keine Rede sein.

Herausgegeben wurde die 20. Auflage der «Differenzialdiagnose» von Edouard Battegay, Professor für Innere Medizin der Uni Zürich. Walter Siegenthaler, der zuvor jahrzehntelang als Herausgeber fungierte, veranlasste vor seinem Tod 2010 hinsichtlich der 20. Auflage noch zahlreiche Autorenwechsel, unter anderem den bei Kapitel 31 von Scharf und Greminger zu Lüscher. Gemäss Insidern soll sich Siegenthaler zuvor aber jahrelang dagegen gewehrt haben, dass Lüscher in der «Differenzialdiagnose» als Autor auftritt. Warum Siegenthaler seine Meinung änderte, ist unklar.

«Ich habe etwas Angst»

Scharf hatte dem deutschen Thieme-Verlag, der das Werk herausgibt, ursprünglich zwar seine Mitwirkung für die 20. Auflage angeboten. Lüscher aber wollte Scharf nicht mehr dabei haben. Der Professor sicherte zu, das Kapitel komplett zu überarbeiten, um seine Co-Autorschaft zu legitimieren. So bestätigte es zumindest der Thieme-Verlag gegenüber Scharf im Februar 2011. Im letzten August entdeckte Christoph Scharf aber, dass Lüscher das fragliche Kapitel praktisch unverändert übernommen hatte.

Ursprünglich wollte sich Scharf gegenüber der *Weltwoche* nicht zur Plagiatsaffäre äussern. Aufgrund der falschen Aussagen Lüschers änderte er aber seine Meinung und gewährte Einblick in die Korrespondenz, die zu dieser Affäre geführt wurde. Diese zeigt, dass die Universität nach Eingang von Scharfs Anzeige einen runden Tisch einberufen wollte, an dem nebst Scharf und Lüscher auch Battegay als Herausgeber, Klaus Grätz als Dekan der Medizinischen Fakultät und zwei Vertreter des Rechtsdienstes der Universität teilnehmen sollten. Scharf war dies suspekt.

«Ich habe etwas die Angst, dass der runde Tisch dazu dienen soll, etwas unter ihn zu kehren, weil man keine offizielle Beurteilung durch die neutrale Kommission wünscht», schrieb er der Universität. Scharf machte klar, dass er unabhängig vom Ausgang eines Gesprächs an einer Untersuchung festhält. Daraufhin sagte die Universität den runden Tisch ab. Die Vermutung liegt nahe, dass Lüscher mit dem runden Tisch eine offizielle Abklärung seines Verhaltens verhindern wollte.

Lüscher versuchte nun, Scharf auf andere Art zum Rückzug der Anzeige zu bewegen.

Inzwischen hatte der Professor, wohl aufgeschreckt durch Scharfs Protest, die fraglichen Teilkapitel tatsächlich überarbeitet – hinsichtlich eines Nachdrucks zur 20. Auflage oder der 21. Auflage. Dies kann als eine Art Schuldeingeständnis gewertet werden, denn wäre Lüscher tatsächlich korrekt vorgegangen, hätte er ja keinen Grund für die Überarbeitung gehabt.

Die falsche Autorschaft Lüschers war so gravierend, dass der Verlag den Vertrieb des Buchs stoppte.

Der Professor lockte Scharf aber damit, ihn als Co-Autor des überarbeiteten Kapitels zu führen. Scharf lehnte ab. «Vielen Dank für das Angebot», antwortete er Lüscher am 8. Januar dieses Jahres, «aber das kann ich nicht annehmen.» Mit der angebotenen Co-Autorschaft hätte er die Autorenregeln für wissenschaftliche Publikationen verletzt, begründet Scharf seine Ablehnung gegenüber der *Weltwoche* – weil er selber am neuen Kapitel gar nicht mitgearbeitet hat. Lüscher jedoch war offenbar bereit, mit der fragwürdigen Einbindung Scharfs gleich noch einmal die Autorenregeln für wissenschaftliche Publikationen zu verletzen.

Auch aus Sicht des Thieme-Verlags war Thomas Lüschers Vorgehen nicht korrekt. Die Erwähnung von Scharf unter dem Hinweis «frühere Bearbeitung» genüge seinem «Anspruch nicht vollumfänglich», schreibt der Verlag auf Anfrage. Eine «explizite Autorennennung» auf «Ebene der Unterkapitel» wäre formal korrekter gewesen. Die falsche Autorschaft Lüschers war immerhin so gravierend, dass der Thieme-Verlag gemäss Scharf den Vertrieb des Lehrbuchs stoppte, nachdem seine Anzeige gegen Lüscher eingegangen war. Erst nachdem Scharf sein Okay für den weiteren Verkauf gegeben hatte, sei dieser im letzten Oktober wieder angelaufen, sagt der geprellte Kardiologe. Denn es habe ihm genügt, das Plagiat Lüschers durch die Universität geklärt zu sehen. Der Thieme-Verlag will den vorübergehenden Verkaufsstopp weder bestätigen noch dementieren.

Universität vor heikler Entscheidung

Thomas Lüscher bestreitet nach wie vor, dass er plagiiert habe. Es sei «Fakt», dass das fragliche Kapitel 31 für die 20. Auflage «in diversen Teilen massgeblich überarbeitet» worden sei. Es gehe in der Untersuchung der Universität nur darum, abzuklären, ob die Urheberrechte von Scharf mit dessen Erwähnung als früherer Bearbeiter «angemessen und in geeigneter Form geachtet» worden seien.

Lüscher sagt weiter, er habe Scharf schon im letzten September zu einem Gespräch eingeladen, was dieser aber abgelehnt habe. Vom Vorschlag der Universität, einen runden Tisch ein-

zuberufen, habe er nichts gewusst, so Lüscher. Wer das fragliche Kapitel aber mit dem in der früheren Auflage vergleicht, erkennt nur sehr geringfügige Änderungen. Heitz schrieb in seiner Mail zudem klar, dass der beigezogene Rechtsgutachter «von einem Plagiat» ausgehe, auch wenn Heitz betonte, dass dieser Befund «noch kein Gerichtsurteil» darstelle.

Vorzeigekardiologe in Schwierigkeiten

Die Leitung der Universität steht nun vor einer heiklen Entscheidung. Entweder spielt sie unter Führung von Interimsrektor Otfried Jarren oder Michael Hengartner, der ab Februar als neuer Rektor amtiert, die Verfehlungen Lüschers herunter. Dann wäre offensichtlich, dass die Uni selber wissenschaftliche Aufrichtigkeit mit Füßen tritt. Oder sie benennt Lüscher offen als Plagiator und trifft entsprechende Sanktionen. Dann bringt die Uni ihren Vorzeigekardiologen in ernsthafte Schwierigkeiten. Lüscher selber würde erleben, was er in seinem eingangs zitierten Artikel über wissenschaftliche Redlichkeit fast schon prophetisch geschrieben hat. «Normalerweise endet Betrug früher oder später», liest man darin. Kollegen, Postdocs oder andere Fachleute schöpften an einem gewissen Punkt Verdacht, schrieb Lüscher weiter. «Lügen leben in der Wissenschaft nicht lange», schloss der Herzspezialist. Wo er recht hat, hat er recht. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Obszöne Ansprüche

Ein nach Neuseeland ausgewandertes Arzt aus dem Kanton Bern erhielt von der Schweiz Sozialhilfe, um seine Luxusvilla und eine private Krankenkasse zu finanzieren. Das ist kein Einzelfall. In Sachen Vollkasko-Mentalität sind die Schweizer Weltmeister. *Von Alex Baur*



Überbrückungshilfe für die Miete: Villa von Sozialhilfeempfänger in Auckland.

Von dreisten Ausländern, die das soziale Netz der Schweiz mit allen erdenklichen Tricks und herbeigeschwätzten Nöten schröpfen, war schon viel die Rede. Dabei gehen allerdings gerne jene vergessen, an deren Ansprüchen sich das üppige Angebot orientiert: Es sind die Schweizer selber. Mit der grössten Selbstverständlichkeit erwarten wir eine Art Vollkasko-Deckung für alle Lebenslagen und Eventualitäten, wie sie weltweit wohl einzigartig ist.

Ein Beispiel dafür liefert ein Arzt aus dem Kanton Bern, der vor 20 Jahren mit seiner Familie nach Neuseeland ausgewanderte. Es gelang dem heute 71-jährigen Berner nie, dort beruflich Fuss zu fassen. Doch er verfügte über ein stattliches Vermögen und hatte Aussicht auf ein zünftiges Erbe. Zudem bekommt das Ehepaar für sich und eine behinderte Tochter von der AHV und der IV monatlich rund 5000 Franken aus der Schweiz überwiesen.

Mit dieser Rente hätte die Familie in Neuseeland, wo die Lebenskosten rund einen Drittel tiefer liegen als in der Schweiz, gut leben können. Doch den Ansprüchen des Arztes genügte es nicht. Allein die Miete für die Acht-Zimmer-Villa in einem Nobelviertel von Auckland kostet monatlich 3000 Franken, dazu kommt die private Krankenkasse (rund 1140 Franken). Viel blieb da nicht übrig. Das wurde vor zwei Jahren zum Problem: Der Arzt hatte sein Vermögen in

der Firma seines Sohnes verspekuliert, während das Erbe aus der Schweiz auf sich warten lässt.

Die Ansprüche den Einkünften anzupassen, war für den Arzt keine Option. So stellte er bei der Schweizer Botschaft in Wellington Antrag auf Sozialhilfe. Sie sprach der Familie eine Überbrückungshilfe von monatlich 1500 Franken zu. Zu wenig, fand der Arzt, er focht das Budget beim Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen an. Vor allem eines aber störte den Mann: Die Botschaft hatte die Hilfe zeitlich beschränkt und mit der Auflage verbunden, eine günstigere Villa zu suchen und die private Krankenversicherung zu kündigen.

Umziehen findet unzumutbar

Wie der Arzt in seinem Rekurs schreibt, wäre Zügeln umständlich und zu teuer. Zudem müssten die vielen Möbel, die in einer kleineren Wohnung nicht mehr Platz hätten, eingestellt werden – und das käme den Schweizer Steuerzahler am Ende sogar noch teurer. Auch der Verzicht auf die private Krankenkasse sei unzumutbar. In den öffentlichen Spitälern sei mit Wartezeiten zu rechnen, es müssten Selbstbehalte bezahlt werden, zudem wäre die medizinische Behandlung während der Ferien im Ausland nicht mehr gedeckt.

Nun mutet es schon seltsam an, dass eine Schweizer Familie, die in Neuseeland längst

eingebürgert ist, überhaupt Sozialhilfe aus der Schweiz erhält. Neuseeland verfügt über ein gutes soziales Netz, die Gesundheitsversorgung ist sogar gratis. Doch der Berner ersuchte bei den lokalen Behörden gar nicht erst um Unterstützung. Dort hätte sein Antrag bestenfalls für Erheiterung gesorgt, wie er (indirekt) selber einräumt.

Gärtner auf Kosten der Sozialhilfe

Der Fall offenbart eine Anspruchshaltung, die in der Schweiz längst Norm ist. Die Sozialhilfe geht weit über die Existenzsicherung hinaus. Auch die Wahrung des sozialen Status gilt als eine Art Menschenrecht. Dies zeigt sich schon bei den Arbeitslosen: Sie können nicht verpflichtet werden, für einen markant tieferen Lohn zu arbeiten oder gar einen Job anzunehmen, der nicht ihrem Bildungsniveau entspricht. Dass ein gescheiterter Akademiker lieber «stempelt», als beispielsweise in einem Pflegeheim auszuhelfen, wo notorischer Mangel an Arbeitskräften herrscht, gilt als normal.

Gerade bei Auslandschweizern kommen die Arroganz und der Ständedünkel, der sich hinter dieser Haltung verbirgt, ungefiltert zum Ausdruck. So wandte sich ein Schweizer AHV-Rentner, der mit seiner Familie in Thailand lebt, allen Ernstes mit der Forderung ans Bundesverwaltungsgericht, dass ihm die Sozialhilfe aus der Schweiz einen Gärtner finanzierte. Begründung: Als «sozial höhergestellte Person» habe er in Thailand ein gewisses Niveau zu wahren. Ein nach Kroatien emigrierter Bauer aus dem Luzerner Hinterland forderte von der Sozialhilfe des Bundes 10 000 Euro für den Aufbau einer Kuhzucht in seiner neuen Heimat. Das Bundesverwaltungsgericht wies auch diesen Antrag ab: Erstens hatte der Bauer die Sozialhilfe des Bundes bereits um 47 000 Franken betrogen, zweitens kam Kroatien für den Unterhalt seiner sieben Kinder auf, und drittens besass der Auslandschweizer Land im Wert von 425 000 Franken.

Mit Urteil vom 7. Januar 2014 liess das Gericht auch den Arzt in Neuseeland abblitzen. Es schützt damit die relativ zurückhaltende Praxis des Bundes bei der Vergabe von Sozialhilfe ins Ausland, die sich an internationalen Gepflogenheiten und an den Standards in den jeweiligen Ländern orientiert. Aus jener Perspektive muten die hierzulande gängigen Vorstellungen von Eigenverantwortung und einem menschenwürdigen Existenzminimum schlechterdings obszön an. ○

«Ein Dach über dem Kopf»

Alt Bundesrätin Ruth Dreifuss lobte im Schweizer Fernsehen die Rolle ihres Vaters als Flüchtlingshelfer an der Seite von Paul Grüninger. Dabei zeigt das Beispiel Sidney Dreifuss, dass die Grenzen zwischen Gut und Böse in jenem Kapitel der Schweizer Geschichte äusserst unscharf sind. *Von Rico Bandle*

Der Film «Akte Grüninger» brachte auch alt Bundesrätin Ruth Dreifuss zurück ins mediale Rampenlicht. Ihr Vater Sidney Dreifuss war zu Zeiten Paul Grüningers Leiter der israelitischen Flüchtlingshilfe in St. Gallen. In der SRF-Nachrichtensendung «10 vor 10» sagte sie zum Verhältnis ihres Vaters zum St. Galler Polizeihauptmann, der Hunderten jüdischen Flüchtlingen die illegale Einreise in die Schweiz ermöglichte: «Es war viel Vertrauen [zwischen den beiden], sie waren der Meinung, zusammen etwas erreichen zu müssen. Und «etwas erreichen» bedeutete: so viele Leute wie möglich von ihrem Schicksal zu retten.»

Die Wahrheit ist etwas komplizierter. Die Schweizer Juden befanden sich damals in einem Dilemma: Einerseits wollte man den Glaubensgenossen helfen, andererseits fürchtete man sich selbst vor der Zukunft, litt unter der finanziellen Belastung durch die Flüchtlingsbetreuung (die Juden mussten selbst für «ihre» Flüchtlinge aufkommen). Man hatte Angst, durch die massenhafte Migration bedürftiger Ostjuden könnte sich auch in der Schweiz ein Antisemitismus wie in den Nachbarländern entwickeln. Entsprechend waren viele Schweizer Juden nicht unglücklich über die vom Bundesrat beschlossene Grenzschliessung.

«Jüdischer Antisemit»

Der Historiker Stefan Keller beschreibt Sidney Dreifuss in seinem Buch «Grüningers Fall» als leidenschaftlichen Philatelisten, nicht sehr religiös, mit einer wirtschaftsliberalen Einstellung, als Geschäftsmann aber nur mässig erfolgreich. Im August 1938 wählte ihn die Israelitische Cultusgemeinde St. Gallen zum Leiter der gemeindeeigenen Flüchtlingshilfe. Mit dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland war die Ostschweiz plötzlich mit einer grossen Anzahl Flüchtlinge konfrontiert, die alle überforderte, insbesondere auch Sidney Dreifuss.

Im Gegensatz zu Paul Grüninger war Dreifuss bei den meisten Flüchtlingen unbeliebt, einige bezeichneten ihn gar als «jüdischen Antisemiten». Er sei ihnen gegenüber arrogant aufgetreten, habe sich geweigert, mit ihnen Hochdeutsch zu sprechen, berichteten ehemalige Flüchtlinge. Isabella Maria Fischli schreibt in ihrer Ruth-Dreifuss-Biografie von 2002: «Offensichtlich hatten die meisten Migranten das Gefühl, den St. Galler Juden lästig zu sein. «Wenn es Ihnen nicht passt, können

Sie ja gehen», war eine oft gehörte Antwort auf besondere Wünsche oder Reklamationen. Die Flüchtlinge waren Almosenempfänger und hatten zu tun, was die Funktionäre von ihnen verlangten.»

Wie die offizielle Schweizer Politik hatten auch die meisten Schweizer Juden die kommende Entwicklung in Nazideutschland massiv unterschätzt. Ein Augenzeuge erzählte 1983 dem *Tages-Anzeiger-Magazin*, Dreifuss sei der Ansicht gewesen, «dass anständige Menschen nicht wegmüssten aus Österreich, nur Verbrecher müssten Wien verlassen». In Kellers Grüninger-Buch erzählt ein anderer Augenzeuge, wie Dreifuss sich lustig gemacht habe über einen Inhaftierten im Konzentrationslager Dachau: «Da hat er ein Dach über dem Kopf, da geht es ihm ja nicht schlecht.»

Die jüdische Gemeinschaft sprach sich zuweilen offen dafür aus, den Flüchtlingsstrom einzudämmen, insbesondere gegenüber Mittellosen verlangte sie ein restriktives Vorgehen. In einem Protokoll des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes vom 18. Dezember 1938 ist festgehalten, wie Dreifuss von einzelnen Flüchtlingen als «unerwünschten Elementen» spricht. Die Repräsentanten der Schweizer Juden kamen an jener Sitzung zum Schluss, «dass von unserer Seite aus nichts geschehen darf, um noch mehr Unbemittelte

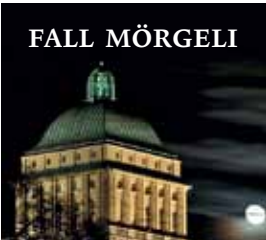
einzulassen, sondern dass man sich auf Angehörige und verdiente Persönlichkeiten zu beschränken hat».

Auch im Strafverfahren gegen den Flüchtlingshelfer Paul Grüninger kommt Dreifuss eine wenig heldenhafte Rolle zu. Um sich selbst aus der Affäre zu ziehen, schob er sämtliche Schuld auf Grüninger. «Ich erkläre mit aller Bestimmtheit, dass Hr. Hptm. Grüninger den Auftrag gegeben hat, Einreisedaten & Einreiseort zu verschieben», sagte er bei einer der Einvernahmen. Nur widerwillig habe er Paul Grüningers Auftrag ausgeführt.

Die Geschichte von Sidney Dreifuss ist bestes Anschauungsbeispiel dafür, dass das Gut-Böse-Schema bei diesem umstrittenen Stück Schweizer Geschichte kaum verfährt. In Anbetracht der Bedrohungslage und des beschränkten Wissensstandes handelte Dreifuss pragmatisch: Er tat das, was realistisch möglich erschien; von der Situation überfordert, vergriff er sich ab und zu in der Wortwahl. Sein Handeln nachträglich als verwerflich zu verurteilen, wäre deplatziert. Dass seine eigene Tochter die Rolle ihres Vaters nun beschönigt, mag nachvollziehbar sein; angesichts dessen, dass Ruth Dreifuss sich sonst nie zurückhielt, die Schweizer Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg aufs schärfste zu verurteilen, ist es doch störend. ○



Wenig heldenhafte Rolle: Anatole Taubmann (m.) als Sidney Dreifuss in «Die Akte Grüninger».



Im Netz der eigenen Intrige

Vizedirektorin Iris Ritzmann, die vertrauliche Informationen aus dem Institut verraten hat, wird verhaftet, dann entlassen. Der Uni-Rektor tritt zurück. Institutschef Flurin Condrau muss mit einer Anzeige rechnen. Teil 9 der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Am Schluss überstürzen sich die Ereignisse, und die Folgen sind so dramatisch, wie es sich wohl keiner der Beteiligten je ausgemalt hat. Eine medial orchestrierte Intrige am kleinen Medizinhistorischen Institut, das innerhalb der grossen und mächtigen Medizinischen Fakultät ein Nischendasein fristet, wächst sich zu einer Affäre aus, welche die ganze Zürcher Universität durchschüttelt. Die Vorgänge gleichen einem klassischen Drama, bei dem sich nach dem Höhepunkt im vierten Akt die Katastrophe vorbereitet und die Handlung in einem Vernichtungsstrudel dem Ende zueilt. Den Höhepunkt – dramentechnisch die Peripetie – erreicht der Fall mit der Entlassung Christoph Mörgelis. Nach Gewährung des rechtlichen Gehörs kündigt die Universität dem Konservator des Medizinhistorischen Museums und profilierten Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) am 28. September 2012 unter sofortiger Freistellung per 31. März 2013. Dies, nachdem Mörgeli zuvor 27 Jahre erfolgreich in Diensten der Universität gestanden ist.

Ritzmann belastet ihren Chef Condrau

Mit Mörgelis Rauswurf sind seine instituts-internen Widersacher zwar am Ziel – doch schon bald sollen auch sie selber Opfer ihres eigenen Tuns werden. Am 14. November 2012 werden Vizedirektorin Iris Ritzmann, die Stellvertreterin von Institutschef Flurin Condrau, sowie deren Ehegatte Eberhard Wolff, der auf Betreiben seiner Frau ebenfalls zu einem Job am Medizinhistorischen Institut gekommen ist, verhaftet – wegen begründeten Verdachts auf mehrfache Amtsheimnisverletzung. Eine Nacht verbringen sie im Bezirksgefängnis Zürich. Die Universität suspendiert Ritzmann und Wolff in der Folge per sofort, ihren Arbeitsplatz dürfen sie nicht mehr betreten.

Im Zuge einer Hausdurchsuchung stellt die Staatsanwaltschaft eine CD sicher, auf der Iris Ritzmann ihre schriftlichen Kontakte mit dem Journalisten des *Tages-Anzeigers* festgehalten hat, der den Fall ins Rollen brachte, stets gemäss Ritzmanns Anleitung. Wie später auch eine von der Uni in Auftrag gegebene Untersuchung von Heinrich Koller, vormals Direktor des Bundesamts für Justiz, ergibt, versorgte Ritzmann den *Tages-Anzeiger* nicht nur mit amtsgeheimen Berichten. Sie stellte dem federführenden Journalisten auch persönliche Log-in-Daten zur Verfügung, die den Zugriff auf den Uni-Rechner ermöglichten. Weiter gab sie zusätzliche aussagewillige Informan-



Endlich kommt Bewegung in den Fall: Iris Ritzmann, entlassene Instituts-Vizedirektorin.

ten an und war schliesslich in die Abfassung der Artikel eingebunden, die sie vor Publikation sogar gegenlesen durfte. Sie gratulierte dem Journalisten und frohlockte, endlich komme Bewegung in den Fall.

Die erwähnte CD mit den Belegen für die schriftlichen Pressekontakte stellte Ritzmann laut eigenen Angaben mit dem Ziel her, die Dokumente «später im Sinne einer Manöverkritik» mit Institutsleiter Flurin Condrau «durchzugehen», wie sie gegenüber der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ) erklärte. Daraus muss man schliessen, dass Institutsdirektor Condrau am «Manöver» gegen Mörgeli beteiligt war, wahrscheinlich sogar als Übungsleiter auf dem sicheren Feldherrenhügel im Hintergrund. Bis heute ist der Chef abgetaucht und hat sich mit keinem Wort zu den fatalen Ereignissen an seinem Institut geäussert.

Am 19. November 2012, also fünf Tage nach ihrer Verhaftung, eröffnet die Zürcher Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen Iris Ritzmann wegen Amtsgeheimnisverletzung im Zusammenhang mit ihren Pressekontakten zum *Tages-Anzeiger*.

Die Zwischenbilanz für das Medizinhistorische Institut: Nur wenige Wochen nach Mörgelis Entlassung und sofortiger Freistellung ist die gesamte Führungsriege ihren Job los. Vizedirektorin und Condrau-Stellvertreterin Iris Ritzmann ist suspendiert und hat ein Strafverfahren am Hals. Ihr Ehegatte Eber-

Wenige Wochen nach Mörgelis Entlassung ist die gesamte Führungsriege ihren Job los.

hard Wolff, Mörgelis Stellvertreter als Museumskonservator, darf ebenfalls nicht mehr arbeiten. Und Institutsdirektor Flurin Condrau muss die Leitung des Instituts abgeben, mindestens bis Februar 2014.

Beurteilung verunmöglicht

Für Iris Ritzmann sind die Konsequenzen schliesslich noch deutlicher: Nach Einblick in die Strafverfahrensakten entlässt sie die Universität am 29. Oktober 2013 wegen schwerwiegender Verletzung der Loyalitätspflicht sowie des Amtsgeheimnisses. Das Ausmass der Vergehen muss die Uni-Leitung schockiert haben: Mit ihrem Verhalten habe Ritzmann der Universität «einen sehr grossen Schaden zugefügt», so teilt sie mit. Eine Lohnfortzahlung komme angesichts der Schwere der Verfehlungen nicht in Frage, vielmehr prüfe man eine nachträgliche Lohnforderung für die Zeit der Freistellung und den Entzug der Lehrbefähigung.

Einem Satz der Uni-Medienmitteilung vom 29. Oktober 2013 kommt besondere Bedeutung zu, auch für die weitere juristische Behandlung des Falls: Iris Ritzmann habe zur

medialen Berichterstattung über Christoph Mörgeli beigetragen, schreibt die Universität, um dann anzufügen: «Diese Berichterstattung verhinderte, dass die UZH das laufende Mitarbeiterbeurteilungsverfahren betreffend Prof. Mörgeli weiterführen konnte.»

Die Uni gibt somit ausdrücklich und schriftlich zu, dass dieses Verfahren zum Zeitpunkt der Entlassung Mörgelis Ende September 2012 noch gar nicht abgeschlossen war. Trotzdem begründete die Universität die Kündigung damals auch mit «ungenügender Leistung». Offensichtlich ist das nicht korrekt, sogar nach Lesart der Universität selber. Eine Mitarbeiterbeurteilung, die nicht stattgefunden hat, kann nicht die Grundlage für eine negative Qualifikation bilden – und schon gar keine Kündigung rechtfertigen.

Auch aus diesem Grund hat Christoph Mörgeli Beschwerde gegen seine Entlassung eingereicht. Sie ist derzeit bei der kantonalen Rekurskommission hängig.

Das grosse Coming-out

Interessant ist, was dann passiert: Hat nach der überstürzten, juristisch zweifelhaften, erwiesenermassen durch Mobbing erwirkten Entlassung Mörgelis kein Hahn gekräht, mobilisiert die arbeitsrechtlich wasserdichte Kündigung Iris Ritzmanns Professorenkollegen aus dem In- und Ausland zu wütenden Protesten. Es kommt zu einem grossen Coming-out: Zu Dutzenden, ja Hunderten ergreifen Gelehrte Partei für Ritzmann. Auch solche, die von den konkreten Umständen und Fakten keine Ahnung haben oder sie nicht wahrhaben wollen.

Den Auftakt machen drei lokale Historiker und Condrau-Vertraute, die regelmässig gegen Mörgelis Partei, die SVP, anschreiben. «Es gibt Ereignisse, die Wissenschaftler fassungslos machen. Dazu gehört die grundlose Entlassung einer hoch qualifizierten Professorin durch das eigene Rektorat», schreiben Philipp Sarasin, Jakob Tanner (beide UZH) und Michael Hagner (ETHZ) unmittelbar nach Ritzmanns Kündigung im *Tages-Anzeiger*. Sie loben den «Mut», mit dem Institutsdirektor Flurin Condrau gegen Mörgeli vorgegangen sei. Mit der Entlassung von Iris Ritzmann, so das Trio weiter, habe die Uni-Leitung schändlich «politischem Druck nachgegeben».

Professoren protestieren

Mit dieser Interpretation und diesem öffentlichen Angriff auf den eigenen Arbeitgeber, die Universität und deren Leitung – insbesondere Rektor Andreas Fischer –, ist die Argumentationslinie vorgezeichnet. Dabei verpeilen die protestierenden Professoren den entscheidenden Punkt: Bei der Entlassung Iris Ritzmanns ging es nie um wissenschaftliche Qualifikation, sondern einzig und allein um die nachweisliche vielfache Verletzung des Amts-

geheimnisses und der arbeitsrechtlichen Loyalitätspflicht.

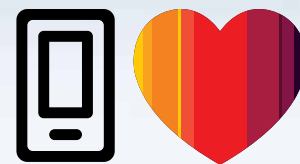
Welche Hochschule, welche Behörde, welche Firma würde es dulden, dass eine Kadermitarbeiterin geheime Informationen an die Presse verrät, um so einen Untergebenen anzuschwärzen und auszubooten? Mit Sicherheit keine. Ihre Fürsprecher verkennen, dass

Zu Dutzenden, ja Hunderten ergreifen Gelehrte Partei für Ritzmann.

Ritzmann strafbare Handlungen beging und die Universität damit nachhaltig schädigte. Ihre Entlassung war deshalb gerechtfertigt, ja zwingend.

Die unsachgemässe Argumentation der Protestprofessoren erstaunt: Es ist, als ob ein Schriftsteller einen Mord begangen hätte, worauf man ihm zu Hilfe eilt mit dem Argument, er schreibe ja so schöne Bücher. Ähnlich reagierte das intellektuelle Milieu im Fall des Kinderschänders und Regisseurs Roman Polanski, den es ebenfalls mit dem Hinweis auf seine genialen Filme vor dem Arm der Justiz schützen wollte.

Doch der Protest ging weiter und erreichte sogar internationale Dimensionen. Zunächst gelangten Ende September sechzig Wissenschaftler aus dem In- und Ausland an Rektor Andreas Fischer, angeführt von Medizinhistorikern wie Vincent Barras (Lausanne) und Hubert Steinke (Bern) oder Historikern wie Monika Dommann (UZH) und Philip Ursprung (ETHZ). Nach Ritzmanns Entlassung gingen die Professoren an die Öffentlichkeit und platzierten im Internet sowie in einem ganzseitigen NZZ-Inserat einen «Akademischen Protest», den 600 Gleichgesinnte unterzeichneten, darunter solche, die in Düsseldorf, London,



SUNRISE



Das unabhängige Fachmagazin «connect» bestätigt: Sunrise hat das beste Mobilnetz für Telefonie in Stadt und Umland. Überzeuge dich selbst auf sunrise.ch/connect



Tragische Ironie: abgetretener Rektor Fischer.

Montreal, New York lehren und die Vorgänge in Zürich höchstens vom Hörensagen kannten.

Dabei fällt auf: Unter den 600 Wissenschaftlern sucht man waschechte Mediziner der heimischen Fakultät vergeblich, zu der auch das Medizinhistorische Institut und Museum gehört. Dafür zahlreiche Historiker, Sozialhistoriker, Ethiker, Ethnologen, Filmwissenschaftler und so fort. Zeit und Lust zum Protestieren und Politisieren haben offensichtlich vor allem Phil-Einer. Selber zahlen wollten sie allerdings nicht: Die Aktion werde «durch Spenden finanziert», heisst es im Inserat.

Der Rektor weicht dem Druck

Auch hinter den Kulissen machen die aufgebrauchten Professoren weiter Druck. Es gelingt ihnen schliesslich, die Universitätsleitung in die Enge zu treiben. Eine Pressemitteilung jagt die andere, am 6. November 2013 sind es gleich deren zwei. Die eine meldet, die Universität wolle die Umstände der Ritzmann-Kündigung überprüfen. Damit beauftragt wird Heinrich Koller, der ehemalige Direktor des Bundesamts für Justiz. Sodann verzichtet die Universität auf die Rückforderung der Lohnzahlungen, auch ihre Lehrbefugnis darf Iris Ritzmann behalten.

Die zweite Mitteilung an diesem Mittwoch, den 6. November, überrascht alle und katapultiert die Affäre auf die höchstmögliche Eskalationsstufe: Rektor Andreas Fischer, der zunehmend ins Visier der empörten Professoren geraten ist, tritt per sofort zurück. Er habe sich selber dazu entschlossen, heisst es im offiziellen Mediencommuniqué. Tatsächlich weicht der Rektor dem massiven Widerstand aus den eigenen Reihen.

Der Vorgang entbehrt nicht einer gewissen tragischen Ironie: Rektor Andreas Fischer hat



Dieselbe Allianz: SP-Regierungsrätin Aepli.

die Entlassung Christoph Mörgelis, die auf fingierten Argumenten fusste, nicht verhindert und als entscheidungsbefugter Chef letztlich zu verantworten, wiewohl er nicht zu den treibenden Kräften gehörte. Schliesslich aber fiel auch er selber der gleichen Allianz zum Opfer, die zuvor schon Christoph Mörgeli zu Fall gebracht hatte: der Condrau-Ritzmann-Fraktion, die auf verlässliche Rückendeckung von ganz oben zählen konnte – von SP-Bildungsdirektorin und Universitätsratspräsidentin Regine Aepli.

In der Auseinandersetzung zwischen Uni-Rektor Fischer und den empörten Professoren



schlug sich Aepli auf die Seite der Letzteren. So kritisierte sie im *Tages-Anzeiger* die angeblich «voreilige Entlassung» Ritzmanns, und sie stellte sich schützend vor die meuternde Belegschaft («Die Professoren haben nichts zu befürchten»).

Dabei zielt die Kritik ins Leere. Ritzmanns Entlassung sei «rechtlich vertretbar und faktisch begründet» gewesen, so der Befund von Gutachter Heinrich Koller. Die Weitergabe vertraulicher Informationen an die Presse und die intime Kooperation mit dem federführenden Journalisten stuft Koller als «sachlich ausreichenden Entlassungsgrund» ein.

Zu Ende ist der Fall damit noch nicht. Jetzt kommt die Zeit der Anwälte und Richter. Mehrere Rechtsverfahren sind hängig – und neue werden noch folgen.

Da wäre erstens die arbeitsrechtliche Auseinandersetzung zwischen Christoph Mörgeli und der Universität Zürich. Hier geht es um die Frage, ob Mörgelis Entlassung rechters war. Begründete Zweifel bestehen.

Zweitens läuft die Strafuntersuchung gegen Iris Ritzmann und Eberhard Wolff, die beide mit einer Verurteilung rechnen müssen.

Drittens hat Christoph Mörgeli Universitätsrätin Kathy Riklin wegen Amtsgeheimnisverletzung angezeigt. Die CVP-Politikerin plauderte in der Wandelhalle des Bundeshauses vertrauliche Informationen über den Expertenbericht zu Mörgelis Dissertationen aus. Das Verfahren führt die Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland, die Riklin vergangene Woche erstmals einvernommen hat.

Der vierte Rechtshandel schliesslich dreht sich um die Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens, die Mörgeli ohne jeden Beleg vorwarf, reihenweise betrügerische Dissertationen durchgewinkt zu haben. Die Unabhängige Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen wollte kürzlich nichts von einer Beanstandung der «Rundschau» wissen. Sobald das schriftliche Urteil vorliegt, will es Mörgeli weiterziehen – ans Bundesgericht.

Neue Strafanzeigen

Doch dabei wird es nicht bleiben. Christoph Mörgeli darf als Geschädigter die Strafverfahrensakten im Fall Ritzmann/Wolff einsehen und veröffentlichen. Falls diese Akten auch Institutsdirektor Flurin Condrau belasten, muss dieser ebenfalls mit einer Strafanzeige rechnen. Hinzukommen dürfte eine Anzeige wegen Persönlichkeitsverletzung, und zwar sowohl gegen Institutsdirektor Condrau wie auch gegen dessen ehemalige Stellvertreterin Iris Ritzmann.

Der «Fall Mörgeli» wird die Richter noch lange beschäftigen.

Nächste Ausgabe: Wofür der Fall Mörgeli steht und was noch zu erwarten ist.

Die Klausel für den Klüngel

Das Zürcher Hallenstadion hat eine juristisch umstrittene Zusammenarbeit mit Ticketcorner erneuert. Die Kooperation dient angeblich dem wirtschaftlichen Erfolg des Stadions, in dem viel öffentliches Geld steckt. In Wahrheit stecken private Interessen hinter dem Vertrag. *Von Alex Reichmuth*

Wer im Zürcher Hallenstadion ein Konzert, einen Sportanlass oder sonst eine Veranstaltung besucht, muss sein Billett fast immer über Ticketcorner beziehen. Nicht alle freut das wohl. Ticketcorner steht immer wieder in der Kritik, überrissene Gebühren zu verlangen. So verrechnete das Unternehmen jahrelang bei telefonischen Billettbestellungen auch dann Fr. 1.19 pro Minute, wenn die Kunden wegen Überlastung des Dienstes in der Warteschlange steckten. Schlagzeilen machte auch, dass Ticketcorner selbst für den Bezug von Billetts über das Internet eine Gebühr verlangt.

Die Besucher des Hallenstadions aus dem Kanton Zürich dürfte es besonders stören, dass sie Billette meist nur über Ticketcorner bekommen. Denn als Steuerzahler haben sie vor zehn Jahren zur Sanierung des Stadions beigetragen. Ohne die rund achtzig Millionen Franken, die die Stadt und der Kanton Zürich damals aufgeworfen haben, wären hier grössere Veranstaltungen kaum mehr möglich. 2009 ist das Stadion aber eine «strategische Partnerschaft» mit Ticketcorner eingegangen. Ticketcorner hat seither das Recht, bei allen Veranstaltungen mindestens fünfzig Prozent der Billette zu vertreiben. Die Partnerschaft ist Ende 2013 eigentlich ausgelaufen, wurde jetzt aber vom Hallenstadion erneuert – dies trotz eines Rechtsstreits, der noch nicht entschieden ist.

Schon 2009 klagten Konkurrenten von Ticketcorner wie Starticket und Ticketportal bei der Wettbewerbskommission (Weko). Sie sehen sich beim Hallenstadion ausgesperrt. Das 50-Prozent-Vorrecht sei faktisch nämlich ein Monopol von Ticketcorner auf den Billettverkauf, sagen sie – denn den Verkauf auf mehrere Anbieter aufzuteilen, sei logistisch kompliziert und darum nicht lukrativ.

Die Weko anerkannte 2011, dass die 50-Prozent-Klausel in vielen Fällen wie eine 100-Prozent-Klausel wirke. Trotzdem erachtete sie den Wettbewerb nicht unzulässig eingeschränkt, weil den Konkurrenten nebst dem Hallenstadion andere Veranstaltungsstätten zur Verfügung stünden. Laut den Klägern sind grosse, technisch anspruchsvolle Veranstaltungen in der Schweiz aber nur im Hallenstadion möglich. Darum gelangten sie ans Bundesverwaltungsgericht (BVG). Doch dieses sprach ihnen die Beschwerdebefugnis ab. Im letzten Juni entschied das Bundesgericht aber, dass Starticket und Ticketportal doch klageberechtigt seien, und wies die Sache ans BVG zurück. Dessen neues Urteil steht noch aus.

Beim Hallenstadion sieht man nichts Anrühiges daran, dass der Vertrag mit Ticketcorner noch vor dem Entscheid des BVG erneuert wurde. «Bis jetzt liegt inhaltlich erst das Urteil der Weko vor, wonach die Kooperation zulässig ist», sagt Hallenstadion-Direktor Felix Frei. Generell trügen Kooperationen mit kommerziellen Partnern dazu bei, dass das Stadion ohne staatliche Subventionen betrieben werden könne, so Frei. Als Marktführer garantiere Ticketcorner einen hohen Billettabsatz, betont auch Andreas Angehrn, Geschäftsführer von Ticketcorner. Die klagenden Konkurrenten widersprechen. «Ob eine Veranstaltung erfolgreich ist, hängt nicht vom Ticketanbieter ab, sondern davon, wie gut sie ist», sagt Peter Hürlimann, Chef von Starticket.

Schulenberg, Hösly und Béchir

Personelle Verstrickungen zeigen aber, dass der erneuerte Vertrag vor allem einem Klüngel mit privaten Interessen dient und weniger denen des Hallenstadions. Präsident von Ticketcorner ist Klaus-Peter Schulenberg, Chef des deutschen Veranstaltungs- und Ticketing-Unternehmens CTS Eventim. CTS Eventim besitzt Ticketcorner zusammen mit dem Medienkonzern Ringier. Schulenberg ist aber gleichzeitig Verwaltungsrat des Hallenstadions. Als der umstrittene Vertrag erstmals abgeschlossen wur-

de, hiess der Präsident von Ticketcorner noch Balz Hösly. Der ehemalige Zürcher Kantonsrat ist aber seit 2005 auch Vizepräsident des Hallenstadions. André Béchir mischt ebenfalls mit. Der Eventmanager hatte lange beim Veranstaltungsunternehmen Good News das Sagen, das im Hallenstadion bis 2013 alle Pop- und Rockkonzerte produzieren durfte und dabei immer mit Ticketcorner zusammenarbeitete.

2012 gab Béchir bekannt, Good News zu verlassen – nur einen Tag nach der Ankündigung des Hallenstadions, das Exklusiv-Vermarktungsrecht von Good News nicht zu erneuern. Béchir aber produziert mit seiner neuen Firma ABC Production weiterhin Shows im Hallenstadion. Letztes Jahr verkaufte Béchir achtzig Prozent von ABC Produktion an CTS Eventim, die Mitbesitzerin von Ticketcorner. Béchir und CTS-Eventim-Chef Schulenberg haben sich über Ticketcorner und ABC Production also den freien Zugang zum Hallenstadion gesichert.

Von Amtes wegen sitzt auch Gerold Lauber, Zürcher Stadtrat (CVP), im VR des Hallenstadions. Er hat der Erneuerung des Vertrags zugestimmt. Seine Wähler müssen Ticketcorner nun weiterhin umstrittene Gebühren entrichten, wenn sie ins Hallenstadion gehen. Ob sie Laubers Verhalten goutieren, wird am 9. Februar klar. Dann sind Stadtratswahlen. ○



Die Konkurrenten klagten: Jay-Z am 20. Oktober 2013 im Hallenstadion.

Der Diamant aus Andermatt

Bernhard Russi ist der Schweizer Erfolgstyp schlechthin. Was er anpackt, scheint zu gelingen. Zuletzt entwarf er für Wladimir Putin die olympische Abfahrtspiste. Woher stammt die ausgeprägte Siegermentalität des Urner Abenteurers, Goldmedaillen-Gewinners und Geschäftsmannes? *Von Martin Born und Raffael Waldner (Bilder)*

Titel und Inhalt interessierten Bernhard Russi nicht, als er im November 1971 den Buchladen betrat. Entscheidend für ihn war die Dicke des Buches, das er kaufen wollte: 900 Seiten sollten es sein. Denn dann, so hatte er ausgerechnet, würden, wenn er an jedem Abend vor dem Einschlafen drei Seiten lesen würde, an den Wochenenden zehn und zwischen Weihnachten und Neujahr etwas mehr, am 6. Februar 1972 noch drei Seiten übrigbleiben. Danach würde er, wie immer nach diesem Ritual, gut einschlafen. Und am Tag danach bereit sein für den wichtigsten Tag seines Lebens: für die Olympiaabfahrt von Sapporo.

Russi erinnert sich nicht mehr an den Inhalt von «Vom Winde verweht», aber er weiss, dass die Rechnung aufging. Als Teil seines ausgeklügelten Planes der Olympiavorbereitung. Er war beeindruckt gewesen, als ihm Edy Bruggmann, 1968 der erste Schweizer Gewinner eines Weltcup-Rennens, erzählt hatte, wie unheimlich beeindruckend Olympische Spiele seien: «Es ist so wahnsinnig, dass du am Morgen vor dem Rennen die Zähne nicht mehr wirst putzen können.»

Schwere Verletzung beim Bond-Dreh

Dagegen wollte er etwas tun. Und vor allem wollte er sich am Tag X keine Vorwürfe machen müssen. Im Sommer liess er sich – ohne Beschwerden – Mandeln und Weisheitszähne entfernen. Und bei allem, was er tat, befolgte er ein System, das er «Plus eins» nannte. «Wenn wir im Training zehnmal 200 Meter liefen, hängte ich einen elften Lauf an. Wenn alle andern nach zwölf Slalomläufen das Training beendeten, fuhr ich noch einmal hoch und machte einen dreizehnten. Wenn ich eine Treppe hinauf lief, machte ich zuletzt noch zwei Sprünge. Den fünfzig Liegestützen folgte eine einundfünfzigste.»

Physisch sei er deswegen nicht besser geworden, sagt Russi. Doch als er auf dem Mount Eniwa, dem «glücklichen Berg», am Abfahrtsstart stand und er sich die Frage stellte, «warum soll gerade ich das Rennen gewinnen», hatte er eine Antwort: «Weil ich mehr getan habe als alle andern.» Er hatte die Überzeugung, die es braucht, um als Favorit das wichtigste Rennen zu gewinnen. Und er fuhr zu Gold. Roland Collombin, der Aufsteiger aus dem Wallis, der noch im blauen Anzug des B-Kaders fuhr, wurde mit 64 Hundertstelsekunden Rückstand Zweiter.

Die Details seiner akribischen Vorbereitung hatte Russi für sich behalten. Wer hätte ihm

auch glauben sollen, dem Sonnyboy, dem alles so leicht zu fallen schien, der so locker war und sich mit allen gut verstand. Diesem Glückskind aus Andermatt, dem der Erfolg in den Schoss zu fallen schien. Der mit 24 schon fast alles erreicht hatte, wovon andere nur träumen: Weltmeister, Olympiasieger. Eine märchenhafte Karriere. Was nicht einmal eine Übertreibung war, wie die Geschichte der goldenen WM-Abfahrt von Gröden zeigt.

Bernhard Russi, das Talent aus Andermatt, das von der Beleuchtung der Schanze bei der Gemstockbahn profitiert, um am Abend nach der Arbeit gleich daneben Slalom zu trainieren, und der es dank einem Slalomsieg in einem FIS-B-Rennen in die Selektion 1 der Nationalmannschaft (heute würde man von C-Kader sprechen) geschafft hat, erhält ein Angebot, für den James-Bond-Film «On Her Majesty's Secret Service» einen Stunt zu übernehmen. Es geht um ein paar Szenen, die im April nachgedreht werden müssen. Er überlegt nicht zweimal: Wer will nicht 150 Franken verdienen, wenn er als Stift 120 im Monat er-

Der junge Leutnant Ogi aus Kandersteg war Russis Trainer in der Kandidatengruppe.

hält? Russi spielt einen der Bösewichte, die Bond an den Kragen wollen. Er rast vom Winterhorn zur Strasse zwischen Hospental und Realp. Seine Fahrt endet mit einem Flug über eine Mauer und einer harten Landung auf der Strasse. Glaubt man dem Film, wird er von einer Schneeschleuder erfasst und zerstückelt.

Die Wirklichkeit ist nicht viel weniger dramatisch. Russi bleibt auf der Strasse liegen. Neben der Nase sind zwei Nackenwirbel gebrochen. Während dreier Monate liegt er im Spital, die an der Handwurzel gebrochene Hand bleibt sogar sechs Monate im Gips. Doch Russi lässt sich nicht aufhalten. Er wird zum Leader der neuen Rennfahrgeneration mit Walter Tresch, René Berthod und Manfred Jakober, die auch im Jassen hätte um Medaillen kämpfen können.

Beim Lauberhornrennen von 1970 fährt Russi mit Nummer 73 auf den zehnten Platz, eine Woche später wird er in Garmisch schon Vierter. Er erkämpft sich damit einen Startplatz in der ersten 15er-Gruppe. Aber noch keinen im starken WM-Abfahrtsteam. Dort sind trotz den Verletzungsbedingungen Ausfällen von

Joos Minsch, Hanspeter Rohr und Kurt Huggler vier Fahrer gesetzt: Jean-Daniel Dätwyler, Edy Bruggmann, Andreas «Söre» Sprecher und Dumeng Giovanoli. Nur als Joker erhält er ein Aufgebot für Gröden.

Ohne Wachs zum Sieg in Gröden

Am Tag vor dem ersten Training testet Russi Skis. Er will einer Touristin ausweichen, und weil die Bindung auf null eingestellt ist, landet er in einem Steinhäufen. Röntgenaufnahmen bestätigen: Die linke Hand ist wieder gebrochen. Der Arzt schickt Russi nach Hause. Doch der weigert sich. So wird aus dem Bruch offiziell eine Verstauchung. Und weil sich auch noch Giovanoli verletzt, erfüllt sich der Traum vom WM-Start. Russi zieht die Startnummer 15.

Der Rest ist eines der verrücktesten, aber wohl bekanntesten Kapitel im Skirennensport. Das Warten am Start wird für ihn zur Qual. Er hört die miserablen Zeiten von Dätwyler und Sprecher. Die Schweizer haben verwachst. Russi flucht, aber er gibt sich nicht geschlagen. Die Manschette, die seine gebrochene Hand schützt, reisst er weg. Als Verletzter kann ich kein WM-Rennen fahren, sagt er sich. Als er zum Starthaus fährt, weist ihn Wachsspezialist Paul Berlinger an, die Ski hochzustellen. Und mit der Ziehklänge kratzt er alles ab, was an Wachs auf dem Belag ist. Der Kratzton durchdringt das Mark. Berlinger hat am Morgen, als er von der Bergstation zum Start fuhr, bemerkt, dass er mit seinen ungewachsenen Ski schneller war als der französische Teamchef Gaston Perrot auf seinen gewachsenen Latten. Er sagt, als er kratzt, so etwas wie: «Das ist es, was es heute braucht.»

Russi gewinnt das Rennen. Die Stimme von TV-Reporter Karl Erb erstickt in Tränen. Und Russi sagt im Rückblick: «Ich hatte Glück, und es war sehr viel Zufall im Spiel. Aber ich war auch bereit für diese Stunde. Denn ich hatte diese besondere Situation in Gedanken immer wieder durchgespielt. Und so war ich nicht überrascht, als ich unterwegs merkte, dass ich sehr schnell war.»

Russi und das Glück. Eine dauerhafte Verbindung, wie er findet, aber keine ganz zufällige. Er umschreibt sie so: «Ich wusste, dass ich so hart arbeiten musste, um bereit zu sein, wenn das Glück vorbeikam. Und es kam oft vorbei.» Nicht nur in Gröden und Sapporo, auch danach, als er zu dem wurde, was er noch heute ist: die nationale Sportikone zwischen Ferdy Kübler und Roger Federer. >>>



«Plus eins»: Sportlegende Russi.

Das Glück trug auch Namen. Es hiess Dölf Ogi, Roland Collombin, Franz Klammer. Der junge Leutnant Ogi aus Kandersteg war Russis Trainer in der Kandidatengruppe des Skiverbandes. Nach den medaillenlosen Spielen 1964 war er mit dem Auftrag zum Nachwuchschef gewählt worden, 1972 in Sapporo Medaillen nach Hause zu bringen. «Für mich war er entscheidend», sagt Russi. «Er war es, der uns die Grenzen aufzeigte. Und uns klarmachte, dass hundert Prozent nicht genügen.» Ogi war ein Schlauchmeister, der jede Art von *Laueribetrieb* hasste.

Russi vs. Klammer vor 60 000 Zuschauern

Ein Erlebnis ist beiden bis heute in Erinnerung geblieben. Trainingslager in Pontresina. Es schneit und *chuttet*, auf der Lagalp ist kein Training möglich. Ogi bietet seine Truppe zum Konditionstraining auf. Und ärgert sich: Die meisten sind ungenügend angezogen. Keine Jacke, keine Handschuhe. Er sagt: «Mir nach, marsch!» Doch die Burschen folgen nicht. Beim Bahnhof Pontresina liegt der nächste 250 Meter zurück. Das reicht. Ogi spürt, dass er zeigen muss, wer der Chef ist. Zu den Übungen, die er bei minus 15 Grad und 30 Zentimeter Pulverschnee ausführen lässt, gehört auch der «Stosskarretten-Staffellauf». «Heute würde man mich wegen Verletzung der Menschenrechte anzeigen», sagt Ogi. «Das war absolut gesponnen und hatte nichts mit Skifahren zu tun», meint Russi heute. Er ging am Abend nach der Schinderei zu Ogi ins Zimmer und beschwerte sich: «So geht das nicht.» – «Hier ist die Türe», antwortete ihm Ogi, «entweder willst du Weltmeister und Olympiasieger werden. Oder du fährst nach Hause.» Russi hatte begriffen.

Auch Collombin bezeichnet Russi als Glücksfall. Der unbekümmerte Walliser, der in der Öffentlichkeit feierte und Weisswein trank, war der perfekte Gegenpart im Drama Gut gegen Böse, Nett gegen Verrückt, Seriös gegen Intuitiv. In den beiden Jahren nach Sapporo gewann der Walliser sieben Abfahrten in Serie. Alle mit den gleichen alten weissen Equipe-Suisse-Ski von Rossignol. Derweil Russi sich wunderte, wo seine alten geblieben waren. Die neuen, mit denen er sich abmühte, waren langsam. Und so entschloss er sich, zu Kneissl zu wechseln, der Firma aus Tirol, für die Karl Schranz gefahren war und von der Russi wusste, dass sie im Hinblick auf die Olympischen Spiele von Innsbruck alles tun würden, um schnell zu sein. Er unterschrieb, ohne die Latten je getestet zu haben. Der Entscheid führte 1976 zu einem Höhepunkt der Wintersportgeschichte. Zum Duell Russi gegen Klammer vor 60 000 Zuschauern am Patscherkofel. Und zum Beginn einer Freundschaft, die bis heute gehalten hat.

Klammer ist der Favorit. Auf seinen Schultern lasten die Erwartungen von ganz Österreich. Doch Russi ist wieder der Alte. Im Training fährt er locker und überlegen Bestzeit. Er steht mit Startnummer 3 im Starthaus. Dann

kommt Klammer zu ihm, gibt ihm die Hand und sagt: «Der Beste soll gewinnen.»

Die zweite Karriere

Russi zeigt «den verrücktesten Ritt» seiner Karriere. Der sonst so konservative Techniker mit der akribischen Linienwahl wählt eine «Olympia-Linie, intuitiv und riskant». Am Ziel leuchtet eine Zeit auf, die Klammer zu denken gibt. 1:46,06. «Wäre ich nur sieben Hundertstel schneller gefahren und Klammer hätte am Start 1:45 gehört – er hätte sich geschlagen gegeben», sagt Russi heute. Klammer hört aber nur 1:46, weiss, dass er noch mehr riskieren muss, begeht Fehler, doch er lässt die Ski laufen und macht aus dem Rückstand im Schlussteil einen Vorsprung von 33 Hundertstelsekunden. Russi ist der Erste, der ihm gratuliert.

«Ich bin meditativ nicht anfällig», sagt Russi heute, «aber als ich am Ziel stand, spürte ich, dass es magische Kräfte gibt. Der Berg zitterte. Die 60 000 trugen Klammer zum Sieg. Ich war gespalten. Ich wollte den Sieg, aber ich sagte mir auch, dass es nicht wahr sein kann, dass er hier verliert.»

Gröden, Sapporo, Innsbruck. Das waren die drei Marksteine in Russis Karriere, die 1978 nach der WM von Garmisch-Partenkirchen zu Ende ging. Mit einem 14. Platz in der Abfahrt. Als er im

«Der Berg zitterte» – Russi zeigt den «verrücktesten Ritt» seiner Karriere.

Auto zum Hotel zurückfuhr, stellte er sich ganz unvermittelt die Frage: «Wie lange mache ich das noch?» Die Antwort, so staunt er noch heute, gab er sich eine Minute später: «Wenn ich schon daran denke, dann ist es Zeit, aufzuhören.» Vier Tage später bat er die Journalisten zu einer Pressekonzferenz. Nicht einmal Verbandsdirektor Ogi wusste, was er sagen würde. Und die Leidtragenden waren wir Journalisten: Uns würde in Zukunft jener Mann fehlen, zu dem wir gehen

konnten, wenn wir eine leere Seite füllen mussten. Russi hatte immer etwas Interessantes, das er erzählen konnte.

Das Ende der ersten wurde zum Beginn der zweiten Karriere, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist. Er wurde TV-Kommentator, Werbeträger, Geschäftsmann, Abenteurer. Und eine Art von Mister Winter-Olympia.

Am Fernsehen ist er der Fachmann, der zu erklären versucht, was uns die laufende Uhr erzählt. Seit 35 Jahren. Zuerst mit Karl Erb, dessen Tochter er Götti ist, seit bald dreissig Jahren mit Matthias Hüppi. Er erfand die Fahrt mit der Kamera und führte diese am Lauberhorn bis 2008 auch selber durch. Dabei war er meist schneller als bei seiner Premiere auf der längsten Abfahrt der Welt. Wenn er keinen Spass mehr habe, werde er den Kopfhörer beiseitelegen. Einfach aufhören, wie damals in Garmisch, von einem Tag auf den anderen.

Der Subaru mit der Autonummer UR 5000

Als Werbeträger ist er eine treue Seele. Seine Verträge sind langfristig. Er wählt nur Partner, zu denen er stehen kann. «Wenn ich keine Brille hätte, würde ich sicher nicht für Visilab werben», sagt er. Mit Subaru (und Firmenchef Walter Frey) ist er seit 38 Jahren verbunden, seit dem Frühling 1976, als er als erster Rennfahrer eine B-Lizenz löste, die es ihm erlaubte, skisportfremde Werbung zu machen. Der Subaru mit der Nummer UR 5000 – ein Geschenk des Kantons nach dem WM-Sieg von Gröden – ist das wohl bekannteste Auto der Schweiz.

Es war ein mutiger Schritt, bei dem ihn Mark McCormack, der «Erfinder» des modernen Sportmarketings, begleitete. McCormacks Europa-Vertreter Ian Todd war verantwortlich dafür, dass Russis Sohn Ian heisst. Als erster offizieller Skiprofi im Weltcup-Zirkus musste Russi alles selber bezahlen. Allein 26 000 Franken kosteten die Trainings mit dem Verband: Zehn Prozent aller Werbeeinnahmen kassierte der Verband. In den beiden ersten Jahren nach dem Rücktritt waren es noch fünf Prozent. Für den Flug ins Trainingslager nach Australien musste Russi 2600 Franken bezahlen, obwohl ihn die Aerolíneas Argentinas gratis befördert hätten. Weil Swissair den Verband sponserte und vor dem Abflug Anrecht auf ein Gruppenbild hatte, drohte Ogi Russi, ihn zu sperren, wenn er nicht erscheinen sollte. «Ich habe es gemacht, weil ich wollte, dass die B-Lizenz zum Erfolg wird», sagt Russi. Bei den Olympischen Spielen hätte er nicht mehr starten dürfen. Es dauerte weitere zehn Jahre, bis der olympische Amateur-Paragraf gelockert wurde.

Als Geschäftsmann leitet er als Delegierter des Verwaltungsrates die Schweizer Filiale der Bekleidungsfirma seines Freundes Willy Bogner, des Siegers der Lauberhornabfahrt von 1960, der sich auch als Dokumentarfilmer einen Namen machte. Eigentlich ein Fulltime-Job, den er in der freien Zeit zwischen seinen





«Mehr getan als alle andern»: Olympiasieger Russi (M.), Colomin (r.) in Sapporo, 1972.

andern Aufgaben und seinen vielfältigen Freizeitvergnügen erledigt. Eine Frage des Zeitmanagements.

In Sotschi wird Russi seine 13. Olympischen Spiele erleben. Zweimal war er als Rennfahrer dabei, 1980 «nur» als TV-Kommentator, seit 1984 zusätzlich als Pistenbauer. In Sarajevo war er nur in der Endphase als Sicherheits-Experte dabei, seit 1988 hat der gelernte Bauzeichner mit Ausnahme von Whistler Mountain 2010 sämtliche Olympiaabfahrten entworfen und «gebaut». Dazu auch die meisten WM-Strecken. Spektakulär sollen sie sein. Eine Herausforderung. Und doch, so betont er, habe er stets auf zwei Dinge geachtet: Ökologie und Nachhaltigkeit. Er erzählt von einem geschützten Pflänzchen in Hakuba, dem Ski-gebiet der Winterspiele von 1998 in Nagano. Eine zwanzig Meter breite Zone durfte nicht befahren werden. Russi baute einen Sprung ein, liess über das Pflänzchen fliegen, und alle waren glücklich. 1992 zauberte Russi eine Abfahrtsstrecke in die «zu steile, zu felsige, zu ruppige, ganz einfach unmögliche» Face de Bellevard von Val-d'Isère. Er erntete harsche Kritik von vielen Fahrern und begründete eine neue Epoche im Ski-Bau. «Die Industrie musste sich viele Gedanken machen, wie sie auf die engen Radien reagieren wollte», sagt er.

Russis bisher letztes Werk ist Sotschi. Russlands erstes Skigebiet, das mit dem Westen mithalten kann. Im Kaukasus, am Schwarzen Meer.

Als er das Gebiet vor acht Jahren kennenlernte, «war da nichts, einfach gar nichts», wie er sagt, «keine Strasse im Tal, kein Weg in den Bergen». Er stand oder sass vor einer Karte des 1937 Quadratkilometer grossen Sotschi-Nationalparks, der an das 2633 Quadratkilometer grosse, von der Unesco zum Weltkulturerbe ernannte Kaukasus-Naturreservat grenzt (zusammen ergibt das eine Fläche, die einem Neuntel der Schweiz entspricht). Hier leben 250 verschiedene Wirbeltierarten. Die Wisente, die schon fast ausgestorben waren, gehören wie Wolf, Bär und Luchs dazu. Der Leopard soll dank Olympia wieder angesiedelt werden. Zum Maskottchen der Spiele hat er es bereits geschafft. Die Olympia-Macher von Sotschi 2014 legten, wie sie behaupten, grossen Wert auf Umweltschutz und Nachhaltigkeit. OK-Präsident Dimitri Tschemischenko versprach eine Anlage in «Harmonie mit der Umwelt» und als Resultat davon «freien Zugang zu den Naturschätzen für die ganze Welt».

In der Praxis hiess das für Russi: Die Pisten sollten harmonisch ins Gelände geschlagen werden. Gerodet wird so viel wie nötig und so wenig wie möglich. Als Andermatt, der am Gemsstock

mit seinen vielen Lawinenverbauungen aufgewachsen ist, fand er eine Lösung: «Zu zwei Dritteln folgte ich den Lawinenzügen.» Dort hatte die Natur ausgeholt. Für die Sicherheit sollten Verbauungen und Sprenganlagen sorgen.

Russi brauchte Zeit, um den Russen zu erklären, dass er zwar gewisse Linien auf der Karte einzeichnen könne, dass eine Abfahrt aber am Berg gebaut werde. Er muss sie überzeugt haben. Sie stellten ihm einen Helikopter zur Verfügung, einen der grossen, wie es sie nur in Russland gibt. «Wir sind hinaufgeflogen», erzählt Russi, «es war neblig, und der Heli konnte nicht landen. Also liess ich mich mit einer Leiter auf den Boden bringen. Sie war zu kurz, so dass ich zuletzt an der untersten Sprosse hing und mich fallen lassen musste.»

Von den 25 Leuten, die mitgeflogen waren, fassten sich zwei ein Herz und begleiteten ihn. Fünf Stunden später war das Trekking-Abenteuer im nebligen Urwald überstanden. Das Olympia-Abenteuer konnte beginnen.

Putins Handynummer

Es war kein einfaches Unterfangen. «Es hatte viele Hürden», sagt er, «sogar eine sprachliche Doppelhürde. Verantwortlich waren Russen, auf der Piste arbeiteten Türken, und ich konnte nie mit den Leuten direkt reden.» Er kämpfte mit dem fehlenden technischen Know-how, habe erklären müssen, «was eine Skipiste und eine Rechtskurve» ist, und als sich die Türken bei den Erdbewegungen schwertaten, liess er Paul Accola einfliegen, den Weltcup-Sieger von 1991 und «besten Baggerfahrer der Welt». Und für den äussersten Notfall hatte er Wladimir Putins Handynummer gespeichert.

Nach rund dreissig Besuchen ist der Job «zu 99 Prozent» erledigt. Russi ist zufrieden und steht zu seinem Werk. «Die Pisten sind gut und für alle Disziplinen rennbereit. Russland erhält ein modernes und doch nicht übertrieben grosses Skigebiet in einer wunderschönen Landschaft, die 0,1 Promille des ganzen Nationalparks ausmacht. Natürlich hätte es auch billiger gebaut werden können, wenn gewisse Arbeiten nicht hätten zwei- oder dreimal ausgeführt werden müssen.

Russi freut sich auf die Spiele. Wenn Politiker jetzt mit Boykott drohen, findet er das «feige». «Man darf den Sport nicht für politische Machtkämpfe missbrauchen und in der ganzen Welt Sportler bestrafen, die alles dafür tun, um hier dabei zu sein. Ein Boykott ändert nichts. Wer mit der Politik von Herrn Putin nicht einverstanden ist, soll sich bitte mit ihm an den Tisch setzen.»

Und der Gigantismus? «Viele reden davon, doch keiner sagt: <Ich mache das nicht mit.> Wer gegen Gigantismus ist, muss auch etwas dagegen tun. 7000 Teilnehmer zulassen statt 10 000. Statt 29 nur noch 17 Sportarten, statt 15 000 Medienleute nur noch 10 000. Das wäre konsequent.» Er selber ist stolz darauf, dass er als Pis-



«Mit dem guten Beispiel voran»: Jugendprojekt «Snow for Free» auf dem Hochstuckli.

tenbauer der Winterspiele 2018 von Pyeongchang beim Internationalen Skiverband (FIS) einen Schritt in die andere Richtung durchgebracht hat. «Es wird nur noch drei statt sechs Pisten geben», sagt er. «Frauen und Männer werden auf den gleichen Pisten fahren. Die Frauen bestreiten zuerst die technischen Wettbewerbe in Yongpyong, die Männer Abfahrt und Super-G in Jeongseon. Dann wird getauscht. So sparen wir fünfzig Millionen Franken. Und gehen mit dem guten Beispiel voran.»

«Ich erkannte jede Welle»

Wenn die Pisten gebaut sind, wird Russi, der schon heute Grossvater ist, siebzig sein. Wird Pyeongchang sein letztes Werk? Keine Antwort. Warum auch? Alter ist keine Beschränkung für die persönliche Entfaltung. Den Satz: «Jetzt werde ich fünfzig, da macht man das und das nicht mehr», findet er «doof». Sein Lebensmotto lautet: «Es ist egal, in welcher Phase des Lebens du bist – du musst immer wieder an die Grenzen gehen. Sie verschieben sich mit dem Alter automatisch. Darum gehe ich an diese Grenzen und mache manchmal auch ein *Schrittli* darüber. Das gibt dir die Energie, die du für das Leben brauchst.»

Verrückte Dinge zu tun, gehörte und gehört zu Russis Leben. Er durchwanderte den

Dschungel, fuhr die Wahnsinns-Rallye Paris–Dakar, erkletterte die Granitwand des El Capitan, er war mit seiner zweiten Frau Mari (die erste, Michèle Rubli, starb bei einem Lawinenunglück) auf dem Kilimandscharo, bestritt den New-York-Marathon, den Altdorfer Waffenlauf, das Militär-Radrennen St. Gallen–Zürich und die 550 Kilometer lange Rad-Fernfahrt Trondheim–Oslo. Oft waren seine alten Ski- und Jassfreunde Walter Tresch, René Berthod und Söre Sprecher dabei. Sie alle wollten schauen, was möglich ist ohne viel Training.

Heute sind Golf und das Klettern seine Leidenschaft. Wobei er beim Klettern seine Erfüllung findet. «Klettern ist Fingerkraft, Technik, Erfahrung, Mut und Vertrauen, wenn man drei oder vier Meter über den Haken ist und die Flucht nur noch nach oben und nicht mehr nach unten möglich ist», sagt er. Und dafür trainiert er täglich. Klimmzüge, sagt er, schaffe er noch immer gleich viele wie vor fünfzehn Jahren.

Einen Wunsch würde er sich noch gerne erfüllen. «Ich möchte noch einmal einen richtig hohen Berg besteigen. Über 6000 Meter. Es muss nicht der Everest sein, das ist nicht erstrebenswert, wenn du Sauerstoff brauchst und faktisch nur auf 7100 Metern bist. Da besteige ich lieber einen 7000er.» Das sei ein Traum, und Träume müsse man haben, sagt er, «das Leben besteht

aus Träumen». Auch wenn sich der Kreis im Leben auch bei Bernhard Russi schliesst.

Der Andermatter, dem der Vater Bescheidenheit und Bodenständigkeit eingepflanzte hatte, hat in den letzten Jahren immer mehr zu den Andermatter Wurzeln zurückgefunden. Was auch daran liegt, dass es in seiner Ehe mit Mari, einer um 14 Jahre jüngeren Schwedin, nach fast 20 Jahren kriselte, er sein Unterländer Haus in Zumikon 2009 mit Sack und Pack verliess und nach Andermatt zurückkehrte. Nach einem Jahr Trennung fanden sich die beiden wieder, und seither verbringen sie auch gemeinsam viel mehr Zeit in Andermatt. Hier findet Russi auch das, was für ihn neben Qualität, Präzision und Fleiss die Schweiz auszeichnet: Die Naturverbundenheit. Seinen 60. Geburtstag feierte er ganz allein auf einem Berggipfel, an Silvester steigt er jedes Jahr mit den Fellen in eine Hütte oberhalb von Andermatt und begrüsst das neue Jahr dort, wo er sich am wohlsten fühlt. «Ich bin ein Traditionalist», sagt er.

Logisch, dass er sich der jüngsten Entwicklung im Bergdorf stellen musste. Auch wenn er sich als «völlig unpolitischen Menschen» bezeichnet (was wohl mit ein Grund seiner seit über 40 Jahren anhaltenden Popularität ist – so kommt er nie dazu, sich in die Nesseln zu setzen). Er sah sich Samih Sawiris' Ausbauprojekt an und liess sich dafür begeistern. Deshalb sitzt er auch im Verwaltungsrat der Andermatt Swiss Alps AG, die das Resort vermarktet, und der Andermatt Sedrun Sport AG, dem Zusammenschluss der beiden Skigebiete. «Wenn ich reinrede, geht es um Sport», sagt er und meint den Golfplatz und das Skigebiet. Er ist überzeugt: Ohne den Ausbau im Nättschengebiet ginge die Gemsstockbahn – jährlicher Verlust 500 000 Franken, 3,5 Millionen Franken Schulden – in ein paar Jahren in Konkurs. Für ihn ist der Gemsstock (mit einem Bernhard-Russi-Run auf dem Gletscher) der «Diamant unter den Skibergergen – weltweit», doch er weiss auch, «dass nur 15 Prozent das wollen». Den andern 85 Prozent sei er zu steil, zu schroff, zu schattig. An sie müsse man denken, wenn man ausbaue. Andermatt brauche neuen Schwung, nachdem das Militär abgezogen sei. «Wenn ich etwas dazu beitragen kann, bin ich froh.»

Für Russi ist es unerlässlich, dass Pulverschneehänge am Winterhorn, die auf die Strasse zwischen Hospental und Realp führen, dem Ausbau am Nättschen geopfert werden. Der Berg, an dem mit dem Stunt für den Bond-Film sein Aufstieg begann, soll der Natur zurückgegeben werden. So wie das in Sapporo mit dem Mount Eniwa, seinem glücklichen Berg, geschah. Im Herbst 1997, 25 Jahre nach seinem Sieg, war er mit dem Fotografen der *Schweizer Illustrierten* dort. Es dauerte lange, bis er jemanden fand, der ihn ins ehemalige Zielgelände führte. Dort erinnerte er sich daran, wo das Ziel stand, und als er den völlig überwachsenen Berg hinaufkraxelte, «erkannte ich jede Welle, wusste ich, wo jedes Tor stand». ○

Die besten schlechten Freunde

Roger Federer, Rafael Nadal, Novak Djokovic, Stanislas Wawrinka – die Tennis-Champions zelebrieren ihre gute Freundschaft. Dabei ist ein bisschen Hass auf dem Platz das beste Rezept für den nächsten Punkt.

Von Mario Widmer



Da sass Stanislas Wawrinka auf seinem Stuhl, die Augen fünf Zentimeter vor dem Kopf und tobte mit dem Ref vor aller Welt: «Du musst mir sagen, was der Kerl hat, warum er in der Kabine behandelt werden darf. Du musst. Du musst. Du musst.»

Zwei Stunden später erklärt «Stan the Man» der Weltpresse, was sie so unbedingt zu hören erwartete: «Natürlich tut mir Rafa Nadal von Herzen leid. Und ich hoffe, dass sein Rücken bald wieder gesund ist. Wir sind befreundet. Und das Tennis braucht ihn so.»

Ist der Mann nun schizophran oder was? Gibt es zwei Wawrinkas?

Keine Sorge. Ist er nicht. Er ist nur ein Kind der Zeit. Seine Religion, von den Sponsoren und vom Mainstream so vorgeschrieben, ist die politische Korrektheit.

Um dies zu verstehen, hören wir uns doch einmal an, wie das alles politisch unkorrekt gelungen hätte.

Zum Stuhlschiedsrichter: «Das ist eine verdammte Schweinerei, dass der einfach in der Kabine verschwindet. Eine krasse Benachteiligung von mir. Wieder einmal so ein mieser Trick von Nadal. Ich will, dass du ihn mindestens verwarnst – wenn nicht sogar sofort disqualifizierst.»

Hat er bloss simuliert?

Und zwei Stunden später zur Presse: «Für mich war es das Geschenk des Himmels, dass sein Rücken streikte. Er verkrampfte sich wohl, weil er Angst vor meinen Schlägen bekam. Am liebsten wäre es mir allerdings gewesen, wenn sie ihn auf der Bahre zurück auf den Platz gebracht hätten. So wusste ich später nicht genau, ob er nun bloss simuliert hatte, um meinen Rhythmus zu brechen. Und das kostete mich den dritten Satz.»

Mann, o Mann, Pardon, liebe Tennisliebhaber, was das wohl für Schlagzeilen gegeben hätte!

Es sind beinahe fünfzig Jahre vergangen, seit Muhammad Ali seine Gegner öffentlich übel beschimpfte, beleidigte, damit sie ihre Fassung und damit die Kontrolle über sich selber verloren. So für seinen Jab empfänglicher wurden. Und selbstverständlich ist Tennis kein Kontaktsport wie Boxen oder Fussball, wo die blinde Wut direkt in den Hammer des Gegners führt.

Aber – vor allem modernes Tennis in seinem horrenden Tempo und dem Bestreben, den Ball so früh wie möglich zu treffen, ist auf dem Weg zum Erfolg derart vom Ausstoss jener Hormone abhängig, die Aggressivität fördern, dass die guten Gefühle für den Gegner nicht unbedingt das beste Rezept für den Sieg sind. Im Gegenteil. Ein bisschen kontrollierter Hass kann beim nächsten Cross vielleicht den entscheidenden Punkt bringen.

So ist Freundschaft, Respekt, Rücksicht für den Freund auf der anderen Seite des Netzes



Schizophren: Wawrinka, Nadal beim Herzen.

im Profisport ganz einfach etwas geworden, über das eloquent zu sprechen ist, vor allem nach dem Sieg, in der Realität aber nur noch dort zu finden ist, wo es um gemeinsame Interessen geht. Etwa im Spielerrat, in den Verhandlungen mit den Veranstaltern um die Preissummen der Turniere oder eben zur Imagepflege des Sports des grosszügigen Siegers über den bedauernswerten Verlierer.

Die kleinen Psychotricks, die Regeln, das Zulassen von Fernsehaugen, aber auch die unmenschlich gnadenlosen Folgen für all jene, die sich nicht an die Gesetze der politischen Korrektheit halten, sind im Gegenteil so pene-

trant geworden, dass Freundschaften im Spitzentennis schier unmöglich geworden sind.

Beispiel gefällig? Jeder auf der Tour ärgert sich über die Arroganz, die der hochkonzentrierte Federer zum Beginn eines Matches oder eines Satzes ausstrahlt, keiner wagt es, darüber zu sprechen. Wehe mir, der hier ein Tabu anspricht.

Noch schlimmer ist dieses Phänomen im Damentennis, wo es ein ungeschriebenes und kaum zu beschreibendes Gesetz gibt: Über 90 Prozent des Matches sind im Prinzip schon vor dem ersten Ball entschieden. Der Grund liegt in der bewussten Einschüchterung der Gegnerin, was natürlich nicht gerade fördernd für den Aufbau von Freundschaften ist.

Vorteil physische Ausstrahlung

Zur Hauptsache lebt etwa eine Serena Williams davon, deren physische Ausstrahlung allein schon ausreicht, die meisten Gegnerinnen so zu erdrücken, dass sie gar nie fähig sind, das zu spielen, wozu sie eigentlich fähig sind. Die gute Serena, im mörderischen South Los Angeles aufgewachsen, wird einen Teufel tun, diesen Vorteil etwa mit einem freundlicheren Gehabe abzugeben.

Sehr schade natürlich, dass solche Faktoren des Profisports aus reiner Angst, die Regeln der politischen Korrektheit zu verletzen, nicht oder kaum mehr thematisiert werden. Denn sie eröffnen jene hochinteressanten Einblicke, die notwendig wären, die Champions und jene Kleinigkeiten, die aus normalen Menschen Seriensieger machen, wirklich zu erkennen.

Die Unterschiede an der Spitze in fast allen populären Sportarten sind so klein geworden, dass nur absolute Konsequenz noch den Unterschied ausmacht.

Und es ist schwierig, einen potenziellen Gegner als seinen echten Freund zu schätzen, der immer dann, wenn es um den Sieg geht, konsequenter und damit eigentlich unmenschlicher ist als man selbst. Da ist es so viel einfacher, gut gelernt und dafür unendlich leer nach einem Sieg über den Gegner die eigene Grossherzigkeit und edle Gesinnung mit wohlwiederholten Worten zu feiern.

Mario Widmer war Manager der Tennisspielerin Martina Hingis sowie Sportchef und stellvertretender Chefredaktor des *Blicks*.

Vogeljagd der Extraklasse

In Pakistan ist die Jagdsaison in vollem Gang. Unter Geleitschutz der Regierung lassen Edel-Falkner aus den Golfstaaten ihre Raubvögel steigen. Zentrum des Spektakels ist ein ahnungsloses Federvieh, dessen Fleisch so kostbar sein soll, dass selbst Osama Bin Laden nicht widerstehen konnte. *Von Urs Gehriger*

Über die Vorzüge der Kragentrappe gehen die Meinungen auseinander. Die einen mögen das Federkleid dieser Kranichvögel – flauschig sandbraun-weiss mit schwarzen Sprenkeln. Andere bewundern ihre grazile Erscheinung – lange Beine, kecker Blick. Wieder andere sind verrückt nach ihrem Fleisch. Es wirke wie Aphrodisiakum, sagen sie. Dieser Befund ist zwar in keiner Weise durch die Wissenschaft gestützt, hält aber die Liebhaber nicht davon ab, inbrünstig daran zu glauben.

Zur Kategorie der Trappenfleisch-Fetischisten zählen vornehmlich Ölprinzen. So vernarrt sind sie in das Geflügel, dass sie in ihrer Heimat, auf der Arabischen Halbinsel, die Spezies ausgerottet haben. Um nicht auf Libidostärkung verzichten zu müssen, lauern sie dem gefiederten Viagra in entlegenen Jagdgründen auf: in Pakistan oder Afghanistan, wo die Kragentrappe zu dieser Jahreszeit durchzieht, vor dem eisigen Nordwind auf der Flucht.

Wenn die Kragentrappe, von langer Reise erschöpft, ein kleines Päschen sich gönnend, die Schwingen faltet, liegen die durchlauchtigen Gäste aus dem Ölland bereits auf der Pirsch. In riesigen Transportflugzeugen und Privatjets sind sie angereist, haben ganze Zeltstädte aufgeschlagen samt royaalem Inventar. Ihre Waffen, des Jägers höchste Kostbarkeit, hüten sie in goldenem Käfig. Keine Gewehre sind es, sondern Falken: hochgezüchtete Raubtiere gegen ausgezehrte Zugvögel – ein ungleicher Kampf, bei dem man den Sieger im Voraus kennt.

Der ideale Herrscher

Naturschützer sind in heller Aufregung, denn auch in Pakistan geht es den Trappen derart an den Kragen, dass ihre Zahl gefährlich dezimiert wurde. Die Araber jedoch berufen sich auf eine uralte Tradition. Die Falknerei, das Abrichten, die Pflege und das Jagen mit Greifvögeln, wird bereits seit 3500 Jahren praktiziert. Ihre Ursprünge liegen in Zentralasien, wo sich die Falknerei in der deckungslosen Steppe als zweckmässige Jagdform erwies.

Auch in unseren Breitengraden kennt man die Raubvogeljagd seit Jahrhunderten. Friedrich II. (1194–1250), Kaiser des römisch-deutschen Reiches, verfasste Europas erstes Falkenbuch: «De arte venandi cum avibus» – «Über die Kunst, mit Vögeln zu jagen». Friedrich II. lobpreiste die Kombination aus Willensstärke und Fürsorge als perfekte Vorbereitung für die Menschenführung. Der geschickte Falkner war für ihn der ideale Herrscher.



«Gefedertes Viagra»: Kragentrappe.

Dem Ideal eifern Arabiens Scheiche noch heute nach. Weil sich allerdings die Prinzenpopulation in den Golfstaaten gerade umgekehrt zum Trappenbestand entwickelt hat, können die allermeisten königlichen Sprösslinge ihr durch Falknerei erlerntes Herrscherhandwerk nicht an Untertanen ausleben. Folglich sind sie dazu verurteilt, dem schrecklich einfältigen Leben des Müssiggangs zu frönen. Da ist die Falknerei – nebst Wüstenrallyes und Shoppingtouren am Genfersee – eine hochwillkommene Gelegenheit, aus dem monotonen Palastalltag auszubrechen.

Neulich sind sie wieder ausgeschwärmt, die Scheiche, rechtzeitig zur Trappensaison in Pakistan. Obwohl die Jagd dort von Gesetzes wegen verboten ist, knausert die pakistanische Regierung nicht mit der Vergabe von Jagdpermits. 33 Spezialbewilligungen hat sie für die Saison 2013/14 erteilt. In den Genuss des Privilegs, die bedrohte Kragentrappe zu jagen, kommen nur Blaublüter mit Anhang aus den fünf Golfstaaten Vereinigte Arabische Emirate, Katar, Bahrain, Saudi-Arabien und Kuwait.

Bis in die späten siebziger Jahre hatten die arabischen Royals in Iran und Afghanistan auf Trappen Jagd gemacht. Der Sturz des Schahs und die Sowjetinvasion in Afghanistan beendeten diese Abenteuer. Seither ist Pakistan zur

Lieblingsdestination der arabischen Falkner aufgestiegen. Ungeachtet der Kriegswirren, haben die Golfaraber auch in Afghanistan wieder Fuss gefasst. Kaum hatten die Taliban 1994 die Kontrolle über Kandahar an sich gerissen, strömten prominente Golfaraber und Geschäftsleute in die Hochburg der Gotteskrieger.

Jagen mit Bin Laden

Julie Sirrs, eine Militäranalystin der Defense Intelligence Agency (DIA), bereiste in den 1990er Jahren als Agentin die Region. Während Interviews mit gefangenen Al-Qaida-Kämpfern brachte sie in Erfahrung, dass Osama Bin Laden – nach den Anschlägen von Nairobi und Daressalam 1998 der meistgesuchte Terrorist der Welt – mit Golfarabern, «reichen Saudis und Top-Taliban-Kadern» auf Jagd zu gehen pflegte.

Wie die *Los Angeles Times* berichtete, gehörte zu den Weidmannskumpanen Bin Ladens offenbar auch Prinz Turki al-Faisal, damals Geheimdienstchef Saudi-Arabiens, der eine Woche vor 9/11 seinen Posten quittierte. Zahlreiche Experten sehen in Turki einen Mentor Bin Ladens, der ihn dazu angeregt haben soll, Saudi-Arabien in Afghanistan im Kampf gegen die Sowjets zu repräsentieren.

Laut Michael Scheuer, der von 1995 bis 1999 als Chef der CIA-Bin-Laden-Einheit Jagd auf den Topterroristen machte, residierten die arabischen Vogeljäger in «riesigen Luxuszelten samt Traktoranhängern, beladen mit Generatoren, um die Zeltstadt mit Air-Condition zu kühlen». Bin Laden sei sporadisch in den Feldlagern aufgetaucht, fanden US-Nachrichtendienste heraus. Minutiös wurden Vorbereitungen getroffen, ihn mit ferngelenkten Cruise-Missiles zu eliminieren.

Am 11. Februar 1999 – vor genau 15 Jahren – sollte die Falle zuschnappen. Doch dann machten die Nachrichtendienste ein offizielles Flugzeug der Emirate und Mitglieder der königlichen Familie in Bin Ladens unmittelbarer Nähe aus. Es bestand das Risiko, dass beim Angriff ein königliches Mitglied der Jagdgesellschaft, ein Prinz oder ein hoher Beamter, getötet würde, was die Beziehungen mit den Emiraten oder anderen Golfstaaten zweifellos massiv beschädigt hätte. Kurz vor dem Einsatzbefehl liess die Regierung Clinton den Angriff abblasen. Bin Laden verliess am 12. Februar unversehrt die Jagdgesellschaft. Der exotische Vogel rettete ihm das Leben.



Trappenfleisch-Fetischisten: Ölprinzen aus den Golfstaaten mit Jagdfalke.

Wie einst Bin Laden nutzt heute die pakistanische Regierung den Falknertourismus für einen strategischen Schwatz mit den Scheichs. Vor zwei Wochen stattete Pakistans Premier Nawaz Sharif dem Präsidenten der Vereinigten Emirate, Scheich Khalifa Bin Zayed al-Nahyan, in dessen Jagdquartier in der Provinz Pandschab einen Besuch ab. «Er überbrachte Seiner Königlichen Hoheit die besten Wünsche des pakistanischen Volkes», liess Islamabad in einem Communiqué verlauten. Sharif bezeichnete die gemeinsamen Beziehungen als «menschliche Brücke zwischen zwei Brudernationen» und wünschte dem Khalifa Weidmannsheil. Mit einem geschätzten Vermögen von fünfzehn Milliarden Dollar war Scheich Khalifa gemäss *Forbes* 2011 der viertreichste Monarch der Welt. Das höchste Gebäude der Welt, der Burj Khalifa in Dubai, ist nach ihm benannt. «Was sind schon ein paar tausend Kragentrappen im Vergleich!», wird man sich in Islamabad gesagt haben und liess dem edlen Gast gleich ein Jagdpermit für drei der vier Provinzen ausstellen.

Landesweit ist in Pakistan zurzeit die Jagd in vollem Gang. Selbst Terror und Feuergefechte hindern die Scheiche nicht daran, den Vögeln nachzustellen. So erfreuen sich die Saudis an exklusivem Zugang zum Vogel-Eldorado in

Belutschistan, entlang der konfliktreichen Grenze zu Afghanistan. Jener Gegend also, wo Taliban ihr Unwesen treiben.

Da hier im Oktober Aufständische einen Anschlag auf den katarischen Ölminister Abdullah Bin Hamad al-Attiyah verübt haben, bei dem ein Mensch ums Leben kam und vier Jäger entführt wurden, hat die pakistanische Regierung die Sicherheitsvorkehrungen massiv erhöht. Als jüngst Prinz Fahd Bin Sultan Bin Abdulaziz, Gouverneur aus dem saudischen Tabuk, im belutschischen Dalbandin eintraf, wurde er von einem hochkarätigen pakistanischen Empfangskomitee mit Brimborium begrüsst. Zum Schutz des Prinzen entsandte Paki-

stans Regierung Grenzschutz und Polizei. Sogar der Geheimdienst ISI soll mit Argusaugen darüber wachen, dass die Königlichen in Ruhe ihre Vögel jagen können.

Bekanntlich exportieren die Saudis seit Jahrzehnten mit dem Bau von Moscheen und Koranschulen sowie durch Unterstützung von Terrorgruppen den rigiden Wahhabismus. Damit schüren sie nicht bloss Zwist zwischen Sunniten und Schiiten. Die Saudis tun sich auch als Hauptförderer von Dschihadisten hervor, die seit mehr als zwei Jahren vergeblich versuchen, das säkulare Baath-Regime Baschar al-Assads in Damaskus zu stürzen.

So ist die Gegend zwischen Pakistan und Afghanistan derzeit Schauplatz einer dreifachen Falkenjagd. Golfaraber lassen ihre Greifvögel steigen. Darüber schicken die Amerikaner ihre Global-Hawk-Drohnen auf Pirsch. Und am Boden schwärmen die saudisch alimentierten Predigerfalken aus. Und für jeden fällt ein Teil der Beute ab: Potenzfleisch, Terrorfürsten, neues Kanonenfutter für den Glaubenskrieg. Könnte man sich einen patenteren Handel vorstellen?

Nicht auszudenken, was passiert, wenn der- ein- die letzte Kragentrappe erlegt ist und das begehrte Federvieh nie mehr am Himmel über dem Hindukusch erscheint.

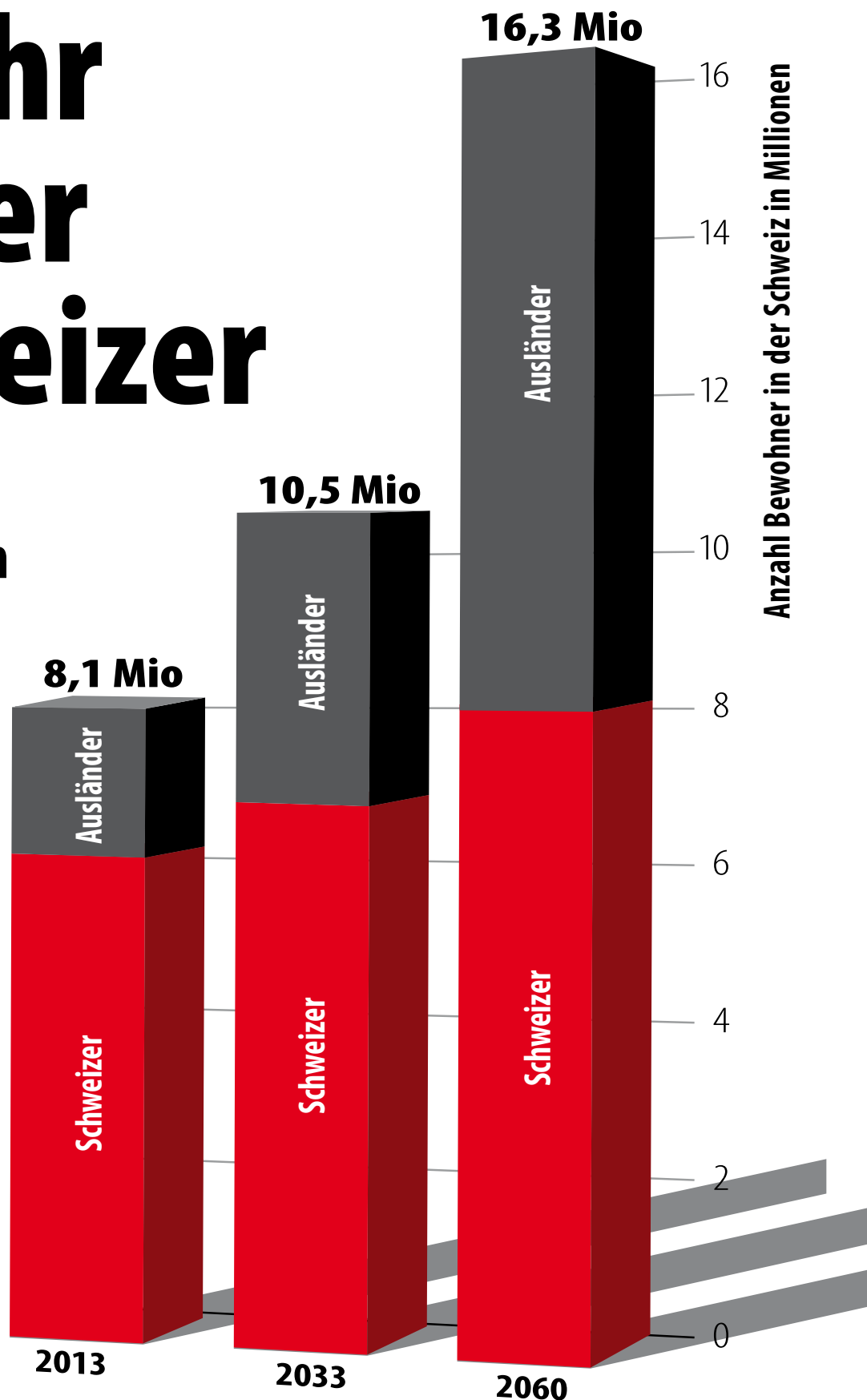


Bald mehr Ausländer als Schweizer

Ohne Steuerung der Zuwanderung leben in weniger als 50 Jahren in der Schweiz

- über 16 Millionen Einwohner
- mehr Ausländer als Schweizer

Quelle: Bundesamt für Statistik – lineare Hochrechnung der masslosen Zuwanderung seit der vollen Personenfreizügigkeit im Jahr 2007



Mit einer Spende auf PC 30-8828-5 unterstützen Sie dieses Inserat. Mit herzlichem Dank.
SVP Schweiz, Postfach 8252, 3001 Bern

Deshalb am 9. Februar: **JA**
zur Volksinitiative gegen Masseneinwanderung

www.masseneinwanderung.ch



Affären

Aber, aber «Monsieur le Président»

Ein offener Brief an Frankreichs Staatsoberhaupt François Hollande, einen notorischen Täuscher, Frauenbetrüger und Hochstapler, der weder sein Privatleben im Griff hat noch sein Land. Von Julia Onken

Nein, die Franzosen lieben Sie nicht. Nicht mehr. Ihre Beliebtheitswerte sind auf 12 Prozent abgesunken, täglich sinken sie weiter. Das hat Gründe. Dem Land und seinen Bürgern und Bürgerinnen geht es schlecht, mehr noch, miserabel. Die Arbeitslosenquote erreicht Höchstwerte, die Jugendarbeitslosigkeit explodiert. Die Lebenshaltungskosten steigen stetig, älteren Menschen steht das Wasser am Hals, viele fürchten, die Kälteperioden nicht zu überstehen, da ihnen das Geld fehlt für die Heizung. Weit und breit ein Land im Elendszustand.

Und was meinen Sie dazu? Während die landesweite Misere nicht mehr zu übersehen ist, zeichnen Sie das Bild von Aufschwung. Obwohl die Zahlen das Gegenteil belegen, parlieren Sie von Erfolgen und Höhenflügen. Offensichtlich gehören Sie zu jenen Menschen, die Fakten nicht anerkennen wollen und alles nach Belieben zu rechtbiegen. Einige tun dies mit Absicht, um für sich einen Vorteil herauszuwirtschaften, andere glauben selbst an die Täuschung – was auf Realitätsverlust hinweist und darauf, dass diese dringend einer psychiatrischen Behandlung bedürften. Zu welcher Sorte Sie gehören, «Monsieur le Président», wird die Zukunft zeigen. Jedenfalls ist im Moment festzustellen, dass Frankreich von einem Mann regiert wird, der sich selbst aus dem Ruder läuft oder, wie die Franzosen so schön sagen: «Il a perdu sa pédale.»

Auch in Ihrem privaten Leben spielen Täuschungsmanöver eine grosse Rolle. Es gehört irgendwie zu Ihrem Charakter, sich niemals verpflichtet zu wollen, sich sämtliche Wege offenzuhalten, herumzulaborieren und, vor allem, keine Verbindlichkeiten einzugehen, um jederzeit der Fantasie und ihren Verwirklichungen Raum zu geben. Sie haben es geschafft, mit Ihrer früheren Lebens- und Kampfgefährtin vier Kinder zu zeugen, ohne sich zivilrechtlich zu binden. Der gleichaltrigen Lebensgefährtin und Mutter Ihrer vier Kinder, Ségolène Royal, mimten Sie über lange Zeit den treu Sorgenden, bis die Geliebte Druck machte und Sie sich zur Liebschaft mit Valérie Trierweiler bekennen mussten. Dann trennten Sie sich von Royal.

Die Neue übernahm Sie quasi nichts ahnend von Ihren Täuschungsfähigkeiten, rechnete nicht damit, dass ihr das gleiche Schicksal widerfahren würde. Zunächst legte sich Trierweiler ins Zeug, sorgte dafür, dass Sie endlich

gutsitzende Anzüge trugen und zwanzig Kilo abspeckten. Im Wahlkampf um das Präsidentenamt unterstützte sie Ihre Auftritte mit französischer Eleganz und möbelte Ihr Biedermann-Image auf. Es klappte, Sie wurden Präsident, Trierweiler wurde «première dame». So weit, so gut.

Dabei hatte sie wohl vernachlässigt, was für viele Männer – vor allem wenn es sich um chronische Hochstapler und Täuscher handelt – unabdingbar ist: Sie wollen bewundert und angebetet werden. Ohne die ständige narzisstische



Keine Verbindlichkeiten: Hollande (r.), Geliebte.

Zufuhr und Versicherung der eigenen Grossartigkeit strandet der Grössenwahn jäh. Die Nächste stand bereits in den Startlöchern, sie hatte im Wahlkampf mitgeholfen, spielte auch in einigen Filmen gelegentlich in Bettszenen mit und war bereit, auch in Ihrem Leben diese Rolle zu übernehmen. So war es für Sie selbstverständlich, wenn nicht gar überlebenswichtig, sich gelegentlich des Nektars der ungeteilten Bewunderung einer anderen Frau zu bedienen. Da Sie weiterhin ungestört im Verhältnis mit Ihrer Gefährtin Trierweiler lebten und diese nicht im Geringsten vermutete, dass der Mann an ihrer Seite unter dem Hag durchfrisst, wäre die Tar-

nung wohl noch lange so weitergegangen, bis sich vielleicht eine andere Anbetende eingefunden hätte. Aber da kam etwas dazwischen.

Geburtsdatum im Juni

Die Weihnachtstage verliefen für Sie und Ihre Bisherige noch in idyllischer Eintracht. Wahrscheinlich hatten Sie die Affäre bereits etwas vergessen und dachten nicht im Traum daran, sich von Trierweiler zu trennen. Dann platzte die Bombe. Womöglich hat Ihnen die Anbetende eine Nachricht zukommen lassen, die Sie zu einer unüberlegten Handlung hinreissen liess: Sie stiegen auf einen Roller und eilten zu ihr. Welche Dringlichkeit kann es gewesen sein, die Sie sämtliche Regeln der Vorsicht vergessen liess? Eine Mitteilung, die sich wie ein Attentat auf die Präsidentschaft auswirkt? Die Rollerfahrt wurde publik, rasch wurde ausfindig gemacht, wem der Besuch galt. Die Zeitungen berichteten. Valérie Trierweiler fiel aus allen Wolken, erlitt einen Nervenzusammenbruch und musste in eine Klinik eingeliefert werden.

Inzwischen haben Sie dafür gesorgt, dass die Geliebte samt dem Geheimnis der Mitteilung aus der Öffentlichkeit verschwand. Über den Grund kursieren Spekulationen, inzwischen twittern es die Vögel von den Bäumen, Geburtsdatum solle im Juni sein. Sie aber, ganz vermeintlicher Staatsmann mit erprobter Täuschungskompetenz, zelebrieren nun den Status des Alleinstehenden. Irgendwann – wenn sich die Lage etwas abgekühlt hat – zaubern Sie die nächste Dame aus dem Hut, damit sich die Franzosen nicht noch Ihretwegen schämen müssen, wegen des Mannes, den sie selbst gewählt und dem sie vertraut hatten. Denn wenn ein bald sechzigjähriger Mann nicht einmal in der Lage ist, die Folgen seiner geschlechtlichen Aktivität realistisch einzuschätzen, wie sollte er dann sein politisches Handeln auch nur einigermaßen verstehen können?

«Monsieur le Président», Sie sind ein Blender, ein Täuscher, ein Hochstapler und Schaumschläger. Treten Sie ab, und geben Sie den Franzosen ihr Land zurück, damit eine Person die Führung übernehmen kann, die in allen Bereichen diesem Amt gewachsen ist – sowohl charakterlich als auch politisch.

Julia Onken ist Psychologin und Psychotherapeutin sowie Gründerin und Leiterin des Frauenseminars Bodensee.

«Politik ist wie Malaria»

«Lieber unbequem laut als angenehm leise»: So könnte das Motto des legendären Schweizer Kommunikationsberaters Klaus J. Stöhlker lauten. Der wortmächtige Ex-Deutsche im grossen Gespräch über Eliten, Frauen, Blocher und die Schweiz. *Von Roger Köppel*

Herr Stöhlker, was kann ein Bundespräsident maximal für die Schweiz erreichen?

Er kann in der Schweiz einen guten Eindruck hinterlassen. Ausserhalb der Schweiz weiss bekanntlich kein Mensch, was ein Schweizer Bundespräsident ist.

Was erwarten Sie von Didier Burkhalter?

Ich kenne Didier Burkhalter seit dreissig Jahren. Er hat sich nicht verändert. Damit ist mein Urteil gefällt. In der heutigen Zeit muss man sich verändern und dazulernen. Ich erwarte nichts von ihm.

Der Mann verantwortet doch wichtige Dossiers.

Er müsste eine Aussenpolitik machen, die für uns als solche erkennbar ist, doch seine erste sichtbare Handlung war die Hingabe der Schweiz an den Europäischen Gerichtshof. Was ich als äusserst fragwürdig erachte. Sonst ist keinerlei Programm erkennbar.

Wenn Sie ihn so lange kennen: Was ist Burkhalters meistunterschätzte Qualität?

Seine grösste Kunst ist die Kunst des Schweigens. Die bekanntlich die höchste Form der Kommunikation ist.

Was sollte er im Amt unbedingt tun?

Er sollte unbedingt seiner Frau zuhören, die, wie ich erfahren habe, eine sehr intelligente Frau sein soll. Auf keinen Fall darf er sich mit dem Anspruch überfordern, ein echter Präsident oder ein zupackender Aussenminister sein zu wollen. Das ist er nicht. Wenn er ein paar Unternehmer in sein Gefolge nimmt, die auf seinen Auslandsreisen Geschäfte einfädeln, tut er Gutes.

Halten wir dagegen: Die Dauerkritik am Bundesrat ist wohlfeil geworden. Ein Ritual, das sich von seinem Gegenstand gelöst und verselbständigt hat.

Die Bevölkerung spürt doch, dass es da oben im Bundesrat nicht läuft. Niemand wagt es, eine Antwort darauf zu geben, was der Grund sein könnte.

Falsch: Es ist die Ironie der Schweizer, dass sie keine starke Regierung wollen und dann unter der gewollten Schwäche leiden.

Der Bundesrat muss immerhin die Stabilität des Landes pflegen, von der Rechtsordnung bis zum Strassenbau. Er braucht nicht mal eine Vision. Es wäre schrecklich langweilig, hätten wir nicht die grosse unberechenbare Konstante: das Volk.



«Didier Burkhalters grösste Kunst ist die Kunst des Schweigens»: Meinungsmacher Stöhlker.

Warum lässt in den Unternehmen, die Sie beraten, das Verständnis für die direkte Demokratie nach?

Die direkte Demokratie, die der Schweiz über Jahrhunderte Substanz verliehen hat, gilt plötzlich als Hindernis. Warum? Weil die Globalisierung, die hier noch nicht verstanden wird, die Unternehmen zu immer schnelleren Entscheiden zwingt, zu immer besseren und oft teureren Mitarbeitern. Wenn ich ständig aus der direkten Demokratie Widerspruch erhalte, sei es beim Bau einer Fabrik, sei es bei der Anstellung eines Chefs, dann wird die Demokratie hinderlich.

Haben wir zu viel Demokratie?

Ich bin ein Anhänger unseres Systems. Wir sind wie ein Rolls-Royce mit all den alten, wunderbaren Verzierungen und Knöpfen. Die Frage lautet: Will die Welt noch einen solchen Rolls-Royce? Oder: Wie lange können wir den Rolls-Royce noch finanzieren? In den nächsten zwanzig Jahren werden sich die barocken Strukturen der Schweiz abschleifen.

Die Schweiz löst sich auf?

Leider, ja. Obschon ich hoffe, dass der Traum der Basisdemokratie noch lange anhält. Tatsache ist aber: Die Welt der grossen Konzerne, der Rohstofffirmen ist mit unseren Jassvereinen nicht kompatibel.

Inwiefern hat die hohe Zahl der Frauen im Bundesrat den Stil und die Substanz der Regierung verändert?

Ich werde unter dem Zwang Ihrer Frage zum ersten Mal gegen den Konsens verstossen. Es gab mal eine Regel, die heute in Vergessenheit geraten ist: Ein Beruf verliert immer an Gewicht, wenn zu viele Frauen drin sind. Dieses Gesetz ist eisern.

Das müssen Sie erläutern.

Viele Berufe, vor allem im Bildungswesen, sind heute mehrheitlich von Frauen besetzt: Was haben wir da für Vertreter? Ich setze ein grosses Fragezeichen. In dem Moment, da zu viele Frauen in ein Gebiet einrücken, haben wir den Beweis, dass die Männer dieses Gebiet freiwillig verlassen haben. Ich kann nicht feststellen, dass irgendeine Branche, wenn sie von Frauen an der Spitze geführt wird, gewonnen hätte.

Frauen führen ihre Ehemänner und damit die Firmen, welche die Ehemänner führen.

Das Geheimnis der Frau liegt in der Vermittlung. Frauen spüren etwas, was Männer nicht spüren wollen. Männer sind auf Angriff gestellt. Die Frauen sehen Risiken, welche die Männer nicht wahrhaben wollen. Den Frauen fehlt allerdings oft die letzte Entschlossenheit, es «trotzdem» zu versuchen, ein Unternehmen gegen alle Widerstände zu gründen, gegen den Wind zu marschieren.

Frauen haben den Nachteil, dass sie alles zu persönlich nehmen.

Das wird mir von Frauen in jeder Hinsicht bestätigt. Frauen sind schwieriger im Umgang als Männer. Frauen führen unter sich härtere Verteilungskämpfe. Dem Konkurrenzkampf haftet etwas Endgültiges an, ein Moment des Showdowns, der allerdings nur selten offen ausgetragen wird.

Hat die Frauenemanzipation den Frauen mehr genützt oder geschadet?

An diesem hochgestochenen Wort irritiert mich, dass es schon vor hundert Jahren in der Schweiz hochentwickelte und hochemanzipierte Frauen gab, von denen wir heute nichts mehr wissen. An der Emanzipation irritiert mich zweitens das implizite Selbstlob heutiger Frauen, die indirekt Frauen früherer Generationen als nichtemanzipiert herabsetzen.

Müssen Frauen, die es schaffen wollen, härter arbeiten als gleichqualifizierte Männer, oder haben wir im Gegenteil eine Kultur der Bevorteilung, die Frauen fördert, weil sie Frauen sind?

Es gibt ein oberflächliches Wohlwollen gegenüber Frauen in Führungspositionen. In Wirklichkeit aber sind die Leute skeptisch und glauben, dass die Frauen aus rein dekorativen Gründen an die Spitze gehoben

Ein Beruf verliert immer an Gewicht, wenn zu viele Frauen drin sind. Dieses Gesetz ist eisern.

wurden. Gegen dieses nicht artikulierte Vorurteil haben Frauen anzukämpfen. Wer es schaffen will, braucht Härte. Quoten-, Vorzeige- und Wohlfühlfrauen, wie ich sie nenne, können sich auf Dauer in der Wirtschaft nicht behaupten. Der Wettbewerb ist zu hart geworden. Man kann eine Frau nicht in die Führung bringen, nur weil sie eine Frau ist. Unter den heutigen Spitzenfrauen fällt mir Christine Lagarde auf. Die einstige Spitzensportlerin hat sich mit Härte, nicht mit Vermittlung durchgesetzt. Das sind für mich die wahren Vorbilder. Solche Frauen sind sehr, sehr rar.

Man findet kaum Frauen in Start-ups. Wo ist der weibliche Steve Jobs?

Es gibt faszinierende Gegenbeispiele. Friede Springer wurde in die Führung hineingeschubst. Dann musste sie sich die Firma erst erkämpfen, an den Kindern ihres verstorbenen Mannes vorbei. Sie hat es bravourös gemacht. Ein anderes Beispiel ist Margarita Louis-Dreyfus, die Führungskräfte in der Firma ihres verstorbenen Mannes weggebissen hat, um die eigenen Kinder in Stellung zu bringen.

Wir folgern: Die Männer haben das Interesse am Bundesrat verloren.

Die beiden Bundesrätinnen Sommaruga und Widmer-Schlumpf sind reine Ver-

mittlerinnen. Beide können nur verlieren. Die eine stemmt sich gegen die Migration – eine hoffnungslose Mission für eine Sozialdemokratin. Die andere, eine talentierte Frau aus den Bergen, muss den Schweizer Finanzplatz gegen die Welt retten. Auch hier: Sie kann nur verlieren.

Und Doris Leuthard?

Sie ist die grosse Ausnahme. Sie hat tatsächlich diese Kommunikationsfähigkeit, diesen, sagen wir ruhig Bluffcharakter, der uns rätseln lässt, ob das, was sie so ankündigt, sei es in der Energie, sei es beim öffentlichen Verkehr, ob das jemals Wirklichkeit werden kann.

Seit Jahren analysieren Sie die Schweizer Eliten, insbesondere den Ihnen nahestehenden Freisinn. Wie lautet Ihre Diagnose zum neuen FDP-Chef Philipp Müller?

Philipp Müller ist ein intelligenter Gewerbler und Immobilienspekulant, sehr fleissig, aber ihm fehlt die geistige Grösse. Er ist ein Vertreter der B-Schweiz, der viele Fehler machte, allen voran, jenen unseligen Fäkal-ausdruck gegen UBS-Chef Sergio Ermotti zu verwenden. Damit hat er sich aus der Finanzwelt herauskatapultiert. Müller ist eine Fehlbesetzung wie Fulvio Pelli. Das ist alles B-Schweiz.

In der FDP wechseln die Präsidenten wie die Fussballtrainer eines Liftklubs. Das ist ein Symptom. Wofür?

Es ist ein Symptom des Niedergangs. So verückt es klingt: Es braucht den nationalen liberalen Gedanken nicht mehr. Der Liberalismus ist global geworden. Die nationalen Liberalismen sind Souvenirs aus dem 19. Jahrhundert.

Sie empfehlen der Partei die Auflösung?

Der artikulierte Schweizer Wähler will eine stabile bürgerliche Mitte. Er will eine Einigung zwischen dem SVP-Lager und dem FDP-Lager, unter Umständen mit Teilen der CVP. Die SVP-Oberen Christoph Blocher und Toni Brunner machen der FDP laufend Angebote der Zusammenarbeit, doch die zertrümmerte FDP, die ihrer eigenen Führung nicht vertraut – schauen Sie nur den Kanton Zürich an –, diese zertrümmerte FDP ist nicht in der Lage, auf diese Angebote einzusteigen. Bevor die stabile bürgerliche Mitte zustande kommt, müssen individuelle Eitelkeiten massiv abgebaut werden.

An wem müsste sich eine FDP heute orientieren?

In Idealposition war Peter Spuhler. Spuhler hat unter verschiedenen Druckzuständen – seine Firma hatte es zwei Jahre lang etwas schwer – kurzfristig den Rückzug aus der Politik gegeben. Von einer Rückkehr Spuhlers, der erhebliches politisches und unternehmerisches Gewicht verkörpert, könnte die bürgerliche Landschaft profitieren. >>>

Wo steht die CVP?

Die CVP existiert nur noch im Wallis und in der Innerschweiz. Während sie in der Innerschweiz noch recht lebendig ist, ist im Wallis – ich kenne den Kanton sehr gut – keine Substanz übriggeblieben. Deshalb konnte ein Oskar Freysinger, der nur dem Namen nach ein SVPLer ist, durchstossen.

Freysinger – eine interessante Figur zwischen Amok, Politik und Poesie?

Er ist für mich eine grosse Erinnerung an die europäische Vergangenheit. Europa ist doch nur so gross geworden, weil wir so viele Wahnsinnige hatten. Ohne die Wahnsinnigen hätte Europa nie die Welt erobert, hätten wir keine wissenschaftliche Entwicklung gehabt, hätten wir keinen Thomas von Aquin gehabt. Als halber Tiroler und halber Oberwalliser ist Freysinger ein Wiedergänger dieses positiven Wahnsinns, der einst Europa beflügelte. Er ist das Gegenprogramm zu all den heutigen genormten Menschen, die aus irgendeiner Büchse rausgekrochen sind.

Ein neues Phänomen sind die jungen Politiker der Linken von Cédric Wermuth bis David Roth. Mediale Warmluft oder Substanz?

Sogar ein Christoph Blocher wirft sich Wermuth an den Hals, indem er mit ihm öffentliche Diskussionen bestreitet. Wermuth gehört zum Showbusiness der Politik. Er ist hochtalentiert, macht Kunststücke, für die andere zu ängstlich wären. Man muss ihm zugutehalten: Er hat einen substanzvoll linken Kern. Er hat aber auch erkannt, dass er den linken Approach mässigen muss, sonst gibt's keine Karriere, was für diesen Politikertyp ja immer noch das Wichtigste ist. Deshalb kommen hier die Roth Brothers nach, wie ich sie in Anlehnung an die Daltons bei «Lucky Luke» nenne, sie verjüngen diesen Jux-Prozess und schieben Wermuth damit in eine Art Elder-Satesman-Rolle. Sie bringen neue Unterhaltungswerte, mit erstaunlichem Erfolg. Das bürgerliche Lager hält kaum noch stand. Was ja schön aufzeigt, wie schwach die Bürgerlichen geworden sind.

Hat die SVP den Zenit überschritten?

Ihre grösste Zeit hatte die Partei, als Christoph Blocher, der aussergewöhnlich ist, mit Parteipräsident Ueli Maurer zusammenarbeitete. Maurer war die Maus, die alle Strukturen entwickelte und damit die Partei. Perfektes Zusammenspiel. Sein Nachfolger Toni Brunner ist kein richtiger Parteipräsident, sondern nur ein Vermittlungsoffizier. Jetzt steht Blocher vor der Frage: Was passiert 2015? Er wird sich noch einmal voll reinhängen, angepeilt werden dreissig Prozent. Sollte das Ziel erreicht werden, wird kein Problem gelöst sein. Im Gegenteil. Der A-Schweiz der internationalen

Konzerne droht enormer Schaden. Dass sich Blocher aus wahltaktischen Überlegungen für die Abschaffung der Personenfreizügigkeit einsetzt, die für die A-Schweiz bedeutend ist, finde ich traurig.

Sie halten es für eine Täuschung?

Ja. Blocher will diese Abstimmung gar nicht gewinnen, er will nur seine Klientel bei Laune halten. Wollte Blocher gewinnen, würde er sich anders einsetzen. Er will, dass das Volk ablehnt und die SVP ihr Profil bewahrt. Blocher gehört zur internationalistischen A-Schweiz, die nationale B-Schweiz ist für ihn nur der Resonanzraum der Politik, seiner Macht.

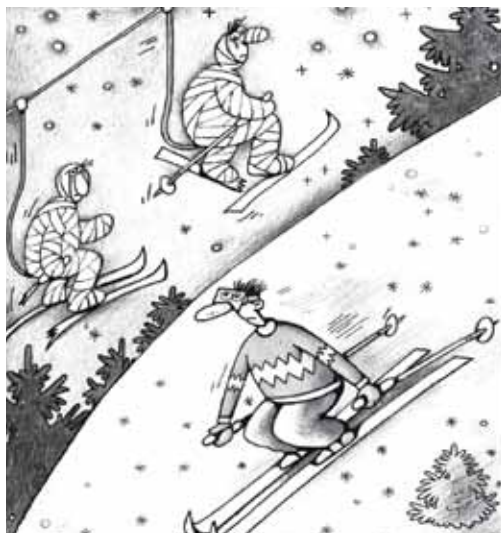
Was halten Sie insgesamt von Blocher?

Ich bin mit meinen Warnungen an den Freisinn gescheitert, dass dieser Mann die FDP zerstören werde. Genau das tat er aber. Ich beobachte Blocher seit dreissig Jahren. Der Mann schlägt mehr Haken als der geschickteste Hase. Blocher ist ein genialer Unternehmer, aber er hat die Politik im Blut, das ist wie Malaria. Blocher ist ein Urpolitiker, und einem Politiker zu vertrauen, ist immer tödlich.

Christoph Blocher ist ein Urpolitiker, und einem Politiker zu vertrauen, ist immer tödlich.

Ist Blocher wirklich ein Politiker? Gute Politiker zeichnen sich durch ihre Fähigkeit aus, gewählt zu werden. Blocher verkörpert doch den Typus des Antipolitikers, der durch stures Beharren auf einer bestimmten Sache seine Wählbarkeit ruiniert. Blocher ist das Gegenteil einer guten Politikerin wie Angela Merkel.

Christoph Blocher hat tiefe Überzeugungen, und ich nehme ihm ab, dass er für die Schweiz kämpft. Aber hier führt er einen romantischen Zweckkampf für die alte B-Schweiz. Merkel ist ein anderes Prinzip. Merkel ist die weltliche Variante von Marias



Verschweizert: Stöhlker 1989.

Mantel. Marias Mantel ist im römisch-katholischen Verständnis das, worunter das Volk flüchtet, wenn es in Not ist. Sie macht eine Politik der Ruhe, wobei niemand wissen soll, was sie wirklich will, denn jeder muss vermuten, was sie eventuell wollen möchte.

Sie waren Deutscher. Inwiefern ist Merkel eine typisch deutsche Politikerin?

Ich darf mal unverschämte sein: Merkel lebt einen Grundsatz, den ich seit vielen Jahren predige: Die höchste Form der Aggression ist die Umarmung. Es ist unmöglich, von Angela Merkel nicht umarmt zu werden. Sie vermehrt ihre Macht durch ständiges Umarmen, und dann wird der Umarmte, siehe SPD, vermanscht.

Wird die EU überleben?

Das Gegenteil schreiben unsere Medien seit zehn Jahren. So ein Unsinn. Die EU ist schon lange kein Friedensprojekt mehr, sondern eine Organisation zur Förderung europäischer Konzerne. Deshalb bleibt die EU. Unser Traum, die Schweiz in ihrer heutigen, direktdemokratisch unabhängigen Form halte länger als die EU, ist natürlich eine Fata Morgana. Und Blocher ist der Don Quichotte, der für diese Fata Morgana kämpft.

Wenn die Schweiz ein melancholisches Auslaufmodell ist, stellt sich die Frage, warum Sie überhaupt noch hier sind.

Ich bedauere diesen Prozess doch enorm!

Warum kamen Sie in die Schweiz?

Erstes: weil ich meine Frau heiratete. Zweitens: weil mir in der Schule Gottfried Keller eingepflegt wurde. Drittens: weil mir Divisionär Gustav Däniker einen Job anbot.

Was hat Sie fasziniert?

Ich hatte Glück. Ich bin der letzte Überlebende jener Generation, die noch dem grossen PR-Genie und Werber Adolf Wirz zugehörte. Man hob mich direkt auf die Ebene der globalisierten A-Schweiz, Nestlé, Kreditanstalt, Georg Fischer. Ich konnte die Schweiz immer von oben betrachten. Ich bin ein Urliberaler, mein Vater war deutscher FDP-Mann, nationalliberal. Ich habe diese Freiheiten der Schweiz immer bewundert. Darum schreibe ich darüber, wie diese Freiheiten verlorengehen. Die Leute

verspielen, was seit 200 Jahren aufgebaut wurde.

Was ist die grösste Schwäche der Schweiz?

Keine Führung. Das Land weiss nicht mehr, wie es in zwanzig Jahren aussieht. Man wusste, dass man den Ersten Weltkrieg überstehen wollte. Man wusste, dass man den Zweiten Weltkrieg überstehen wollte. Dann wollte man den Aufschwung. Der dauerte bis in die achtziger Jahre, eine tolle Entwicklung auch dank hervorragenden Startbedingungen. Man war damit beschäftigt, Weltkonzerne aufzubauen. Die Schweiz habe die besten Manager, sagte Egon Zehnder, der grosse Personalvermittler. Es gab Leuchttürme wie die NZZ, die heute nur noch ein Türmchen ist.

Was ist schiefgelaufen?

Es gibt in der Geschichte kein Zurück. Man kann nur wachsen. Viele Staaten sind verschwunden, sogar mein geliebtes Burgund. Zweihundert Jahre erfolgreiche Schweizer Geschichte sind gewaltig. Spanien war auf dem Höhepunkt vielleicht 150 Jahre lang erfolgreich, das aber ist sehr liebevoll beurteilt. Die Niederlande waren 95 Jahre lang erfolgreich, selbst das mächtige British Empire überstand nur 150 Jahre. Die Schweiz schneidet überdurchschnittlich erfolgreich ab. Sie muss sich jetzt aber verwandeln.

In was?

In einen Stadtstaat. Europa braucht «Best of Singapore». Das ist die Schweiz. Wir müssen, modisch ausgedrückt, eine offene Plattform werden für die Besten der Welt. Dann wird es auch den intelligenten Schweizern gutgehen. Wir sind im Moment noch daran, die Vergangenheit zu verlängern. Die Schweiz hat einen viel zu schweren europäischen Rucksack. Das sind Traditionen, die viel kosten, aber nichts bringen.

Kommen wir zum Schluss auf die Reizfigur Klaus Stöhlker zu sprechen, der in einer Art Selbstwiderspruch zu seiner Branche lebt. Berater sollen diskret sein. Sie drängen nach vorne und sind laut. Ein Programm für den Misserfolg.

Schweigende Berater sind nicht immer die besseren Berater. Hinter dem Schweigen verbirgt sich nicht zwingend immer Tief Sinn und Intelligenz. Ich gehöre zu den wenigen Gastarbeitern, die sich nach vorne gearbeitet haben. Ich war immer lernwillig. Ich vergesse alles, wenn ich es durch eine bessere Erkenntnis ersetzen kann.

Der Schweizer misstraut der Rhetorik. Wer als eloquenter Deutscher in der Schweiz auf ein Podium steigt, macht eigentlich schon den ersten Schritt in den Untergang. Warum haben Sie überlebt?

Weil ich verschweizert worden bin. Ich habe die Grundprinzipien des Landes akzeptiert und verinnerlicht.

Welche?

Das wichtigste lautet: Nimm deinen Nachbarn ernst. Ich gelte als enorm sozialverträglich, wenn ich nicht gerade in Kampfstellung bin. Für mich beginnt der Mensch nicht auf Stufe Generaldirektor.

Viele Deutsche beklagen sich über die Deutschenfeindlichkeit, die in der Schweiz herrscht. Zu Recht?

Ich rate den Deutschen: beharrlich weitermachen. Nicht irritieren lassen. Ein dickes Fell schadet nicht.

Geben Sie uns zum Schluss Ihr Erfolgsrezept der Kommunikation.

Wer einmal anfängt, zu kommunizieren, muss immer kommunizieren. Und: Man muss schnell und gut sein.

Was fasziniert Sie an Ihrem Beruf?

Mein Job ist nur ein Nebenprodukt meiner Leidenschaft für Geschichte und Gegenwartskunde. Mein Hauptleben spielt sich ja hauptsächlich in einer recht ausgedehnten Bibliothek ab. Der Dreiklang zwischen Geschichte, Gegenwart und Persönlichkeiten macht mir enorm Spass.

Klaus J. Stöhlker, 73, ist einer der bekanntesten Kommunikationsberater der Schweiz.



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCHEN

ROGER GEGEN ROGER

ON
TOUR

ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM RESTAURANT SAAL, BAHNHOFSTRASSE 64 IN DÜBENDORF

3. FEBRUAR 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER TICKETS@RADIO1.CH (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

SVAAL
RESTAURANT & BAR



Sternstunden
der Schweiz

Tell ohne Armbrust

«Heidis Lehr- und Wanderjahre» ist der erfolgreichste deutschsprachige Roman aller Zeiten. Damit hat Johanna Spyri der Schweiz ein Stück Weltliteratur und eine unbezahlbare Werbe-Ikone geschenkt. *Von Peter Keller*



Freiheit der Berge: Szene aus der 26-teiligen TV-Serie «Heidi» von 1977.

Die Geschichte beginnt wie Ricola in Worten. «Vom freundlich gelegenen, alten Städtchen Mayenfeld aus führt ein Fussweg durch grüne, baumreiche Fluren bis zum Fuss der Höhen, die von dieser Seite gross und ernst auf das Tal herniederschauen.» Weiter geht der Pfad hinauf zu den Alpweiden, wo dem Wanderer «kräftige Bergkräuter» entgegendufteten.

Doch die schönsten Blumen und Berge schützen nicht vor Schicksalsschlägen. Zwei Mädchen steigen eilig den Weg hinauf. Das kleinere ist kaum fünf Jahre alt: Heidi. Vater und Mutter hat das arme Kind eben verloren, nun muss es rauf zum Grossvater, in dessen Obhut es gegeben werden soll. Ein schlimmer Kauz muss dieser sein. Mit keinem Menschen wolle der Alpöhi etwas zu tun haben, warnen die Nachbarn im Weiler unten. Seine dicken grauen Augenbrauen und der furchtbare Bart erinnerten sie an einen alten Heiden, «dass man froh ist, wenn man ihm nicht allein begegnet». Und um das ganze Ausmass seiner widerborstigen Existenz zusammenzufassen: «Jahraus, jahrein setzt er keinen Fuss in eine Kirche.»

1880 erscheint im deutschen Friedrich-Andreas-Perthes-Verlag ein Buch, das die Wahrnehmung der Schweiz bis heute prägen sollte: «Heidi's Lehr- und Wanderjahre. Eine Geschichte für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben». Verfasserin ist Johanna Spyri (1827–1901), geborene Heusser, Tochter eines Dorfarztes, im idyllischen Hirzel aufgewachsen, ehe sie nach Zürich zog und dort den späteren Stadtschreiber Johann Bernhard Spyri heiratete.

Doch dann kam Heidi

Schon vor den beiden «Heidi»-Romanen hatte sich Johanna Spyri als Autorin einen Namen gemacht. Besonders das norddeutsche Publikum mag ihre Erzählungen mit Schweizer Flair. Bald wechselt sie von den ersten, frömmlichen Erbauungsgeschichten ins Fach der Kinderliteratur. Sie kann schreiben, findet ihren Verlag, hat etwas Erfolg – keine Selbstverständlichkeit für eine Frau im 19. Jahrhundert. So hätte es eigentlich ewig weitergehen können... doch dann kam «Heidi».

Mit ihren beiden Büchern über das tapfere Waisenmädchen trifft Johanna Spyri den Nerv ihrer Zeit. Rundherum herrscht Gründerstimmung. Im Erscheinungsjahr des ersten «Heidi»-Bandes erfolgt am Gotthard der Durchbruch des Eisenbahntunnels. Die Menschen jubeln über das Jahrhundertwerk. Die Ingenieure sind die neuen Helden. Es geht vorwärts, aufwärts. Doch der Aufbruch hat auch seine Kehrseiten. Fabriksschlote, Hektik, die Städte sprengen ihre mittelalterlichen Mauern. Umso sehnsuchtsvoller blickt das verschreckte Bürgertum auf das vermeintlich ursprüngliche Leben der Bauern und Bergler fernab der Zivilisation.

So sitzt also die zu Depressionen neigende Frau des Stadtschreibers Johann Bernhard

Spyri zu Hause in Zürich und erfindet das Heidi aus dem Bündnerland, wie es die Freiheit der Berge entdeckt und eine zarte, unschuldige Freundschaft zum Geissenpeter spinnt, um dann jäh und gegen seinen Willen nach Frankfurt verfrachtet zu werden, wo es der schwerkranken Tochter der noblen Familie Sesemann Gesellschaft zu leisten hat.



Sympathische Bescheidenheit: Autorin Spyri.

Damit nicht genug: Über den vornehmen Haushalt wacht das Fräulein Rottenmeier. Ihr Name ist Programm. Sie will das ungestüme Naturkind zähmen. Mit Zucht und Strenge. Wie wird es Heidi in der Grossstadt ergehen? Wird Fräulein Rottenmeier Heidis Willen brechen können? Und bleibt Klara Sesemann an ihren Rollstuhl gefesselt?

Mischung aus Kitsch und Kinderkrimi

Die Mischung aus Kitsch und Kinderkrimi ist unschlagbar. Kein deutschsprachiges Prosawerk hat sich nur annähernd so oft verkauft wie «Heidis Lehr- und Wanderjahre». Mit ihren inzwischen fünfzig Millionen verkauften Exemplaren ist Johanna Spyri die Joanne K. Rowling (Autorin der «Harry Potter»-Romane) des 19. Jahrhunderts.

Die Zürcherin Johanna Spyri ist die Joanne K. Rowling des 19. Jahrhunderts.

Zum Buch kommen unzählige Verfilmungen und Zeichentrickserien hinzu. Besonders erfolgreich sind die japanische Manga-Version und die in den siebziger Jahren werkgetreu produzierte Fernsehserie «Heidi». Weltweit wachsen Generationen von Kindern mit der Geschichte eines Schweizer Waisenmädchens aus den Bergen auf – und nicht wenige werden später diese heile Naturwelt im Original sehen wollen.

In Maienfeld, wo die beiden Romane spielen, hat man sich ganz auf den Heidi-Tourismus ausgerichtet. Auch die Souvenirshops: Da gibt's Heidi-Lätzchen, Heidi-Schoggi,

Heidi-Rucksäcke, Heidi-Puppen, und wer will, kann für dreizehn Franken ein Heidi-Glöckchen mit Edelweiss-Riemen erstehen. Heidi-Schweiz made in China.

Den Sinn fürs Schreiben bekommt Johanna Spyri von ihrer Mutter Meta, einer Pfarrerstochter, die religiöse Texte und Kirchenlieder verfasst, sich lyrisch betätigt und deren «Hauschronik» die wichtigste biografische Quelle für Spyris frühe Jahre bildet. Der Mutter war es wichtig, dass «meine Mädchen in den Stand gesetzt würden [...] sich durch Unterrichten oder Erzieherinnen [...] eine Existenz erringen könnten». So liess sie ihre Töchter privat in Musik und Sprachen unterweisen und schickte Johanna zum Französischlernen für ein Jahr in ein Pensionat für junge Frauen nach Yverdon.

«Der Sommer ist hin»

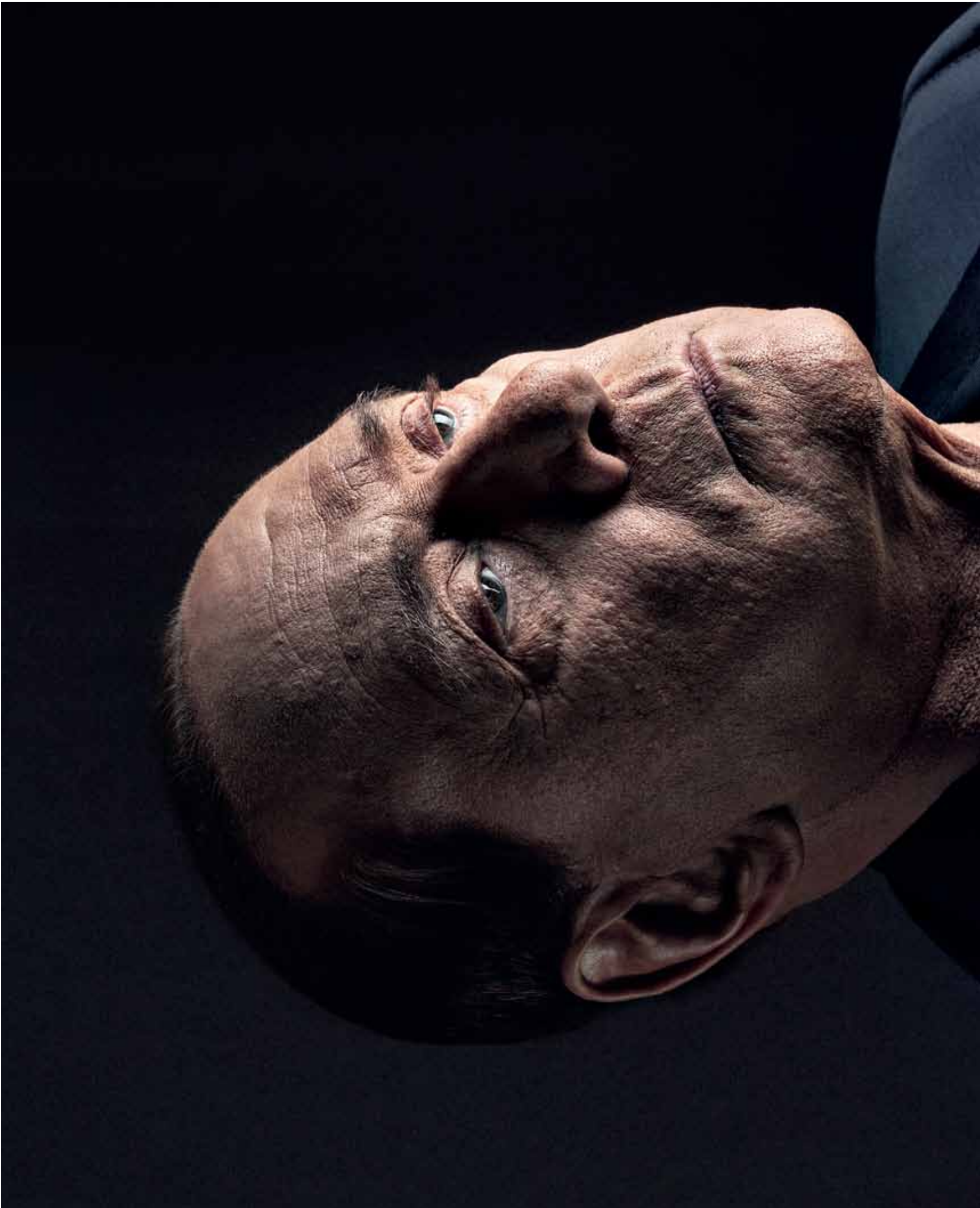
Heidi ist Tell ohne Armbrust. Johanna Spyri schreibt Schillers Theaterstück fort. Gewissermassen die Geschichte nach dem Drama. Anrührend, weniger martialisch, kein Gessler nirgends, dafür Geisslein, die über blumige Alpweiden hüpfen. Im Mythos wahrt Wilhelm Tell mit einem Tyrannenmord die Freiheit seiner Landsleute und stellt wieder jenen Urzustand her, wie ihn am Anfang des Stücks der Hirte besingt: «Ihr Matten, lebt wohl! Ihr sonnigen Weiden! Der Senn muss scheiden, der Sommer ist hin. Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder.» In dieser einstmals blutig erkämpften Idylle wird Heidi herumtollen, ohne wissen zu müssen, was vorher geschah.

Dass ihr da ein gigantischer Weltbestseller gelang, war sich Johanna Spyri gar nicht bewusst. «Ränne mir Tinte in den Adern», schreibt sie 1887 an Conrad Ferdinand Meyer, «so würde ich mich zu viel grossartigeren literarischen Unternehmen versteigen, als ich wirklich thue.»

Was hier als sympathische Bescheidenheit daherkommt, kippt im Nachruf der *Neuen Zürcher Zeitung* in gönnerhafte Überheblichkeit. Johanna Spyris Name werde in den vornehmen Kreisen der grossen Literatur wohl ehrenvoll erwähnt, aber sie selbst werde nicht zu den Grossen gezählt, schreibt die *NZZ*. «Dafür war das Feld, das sie poetisch beackerte, zu eng.» Und sie habe sich nicht an diejenigen gewendet, die grosse literarische Ansprüche hätten, «sondern an die, die alle Kunst naiv-gläubig geniessen, an die Kinder und an das Volk».

Vom Volk geliebt, vom Feuilleton geschmäht. Umgekehrt wäre ärger. Mit «Heidi» hat Johanna Spyri ein seltenes Stück Schweizer Weltliteratur geschaffen und dem Tourismus eine unbezahlbare Werbe-Ikone geschenkt.

Nächste Folge: Wie am 6. Mai 1527 Schweizer Söldner unter Einsatz ihres Lebens Papst Clemens VII. retteten – und noch heute an diesem Tag junge Schweizer als Gardisten vereidigt werden.





Imagewechsel: Silvio Berlusconi setzt neu auf Falten.

Stil & Kultur

Tanz des Vampirs

Von *Daniele Muscionico*

Der Hals eines Reptils. Die Haut ein Acker aus Bombenkratern. Die Lider Rollos vor Mitternacht. Erkennen Sie den Lemuren? Nein, nicht den Lemuren, der zur Ordnung der Primaten zählt, der Halb- oder Feuchtnasenaffen; den Lemuren im Sinne des Wortes und des Ursprungs der Affenbezeichnung: Die Römer nannten ihre Totengeister Lemuren. *Lamia* für den

Vampir ist sprachwissenschaftlich damit verwandt. Und auch *larva*, die Bezeichnung für Fratze.

Erkennen Sie nun den Lemuren? Ja, diesen hier, der sowohl für das eine wie für das andere steht, für den Vampir wie für die Fratze, meinen seine Kritiker. Es ist der neue Silvio Berlusconi, Ritter der implantierten Mittelhaartelle und des Fond de Teint Marke Karibik. «Berlusconi ohne Schminke: Jetzt ist er stolz auf sein Alter», kommentiert die Haus- und Hofpostille des Cavaliere, «Il Giornale», den Imagewandel des früheren Premier.

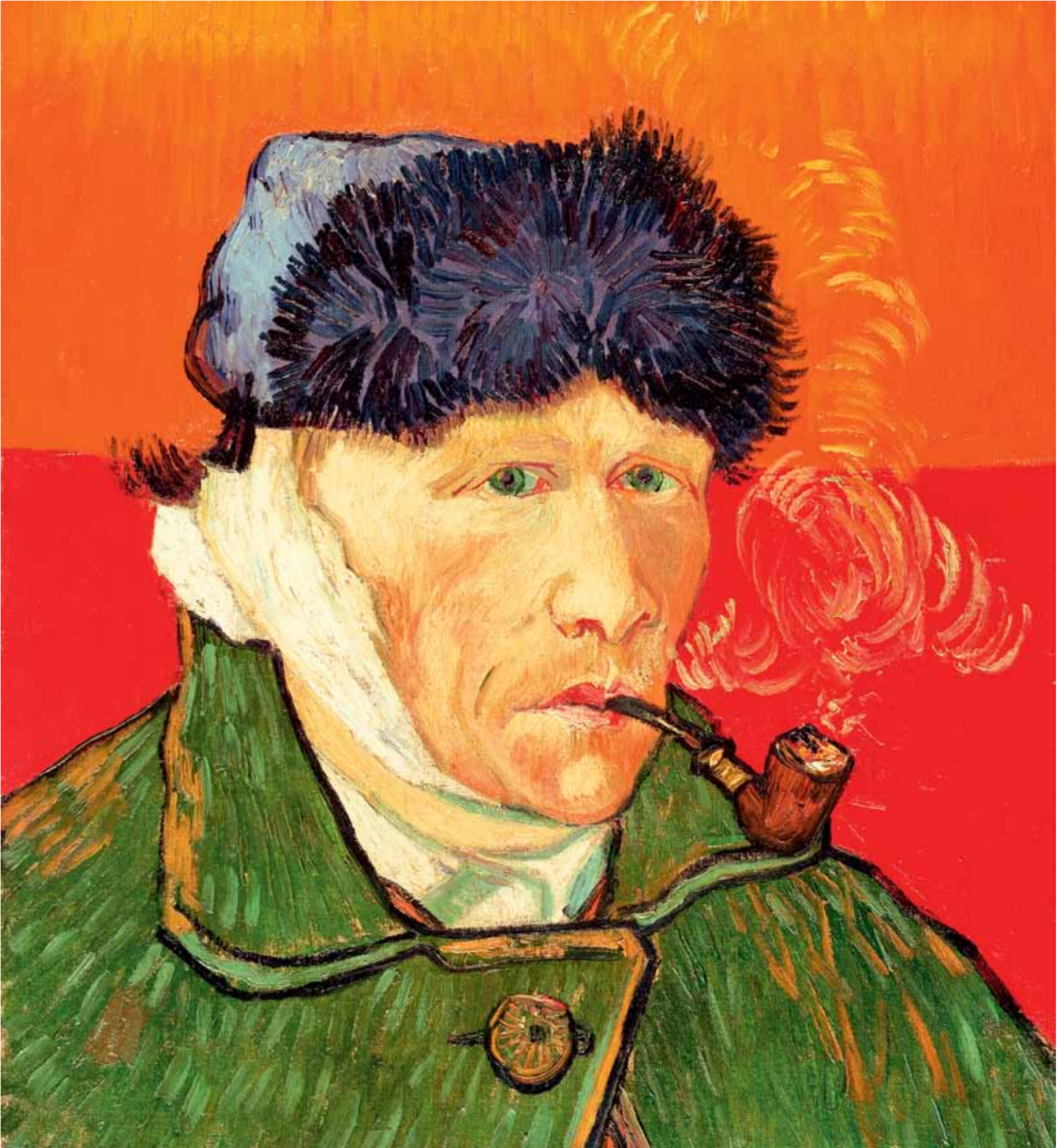
Warum jetzt? Und wie konnte das *Sunday Times Magazine* seinen neusten Coverboy so kalt erwischen? Nun, der Fotograf Paul Stu-

art war zugegen, als der Politiker sein erstes grosses Interview nach dem Sturz gab. Nahe Mailand, in der Villa San Martino, weltberühmt durch Bunga-Bunga-Partys und die Ruby-Affäre; der Cavaliere lebt hier inzwischen in einsamerer Gesellschaft, mit einer einzigen Verlobten, Francesca Pascale, 28 Jahre alt. Der ehemalige König von Italien und die ehemalige Schönheitskönigin von Neapel. Stuart, unbestechlich, unbeeindruckt vom Prunk des Anwesens und von Berlusconi rosa Sarkophag im Familienmausoleum, tat, was er immer tut, wenn er fotografiert. Er sieht hin und sieht: Silvio Berlusconi, 77 Jahre alt, ein verwüsteter Mann.

Ist das der neue Berlusconi, der wahre, endlich, vielleicht? Vampiren ist nicht vorschnell Glauben zu schenken! Dieser da weiss sehr genau, weshalb er seine alte Maske durch eine neue ersetzt hat. Er bereitet sich auf seinen nächsten Kampf vor, wissen Politexperten. Und sein aktueller Rivale ist jung, Matteo Renzi, der 39-jährige Bürgermeister von Florenz. Den Aufstieg des Jungen will der Alte sich zunutze machen, er hat sich mit ihm verbündet und ein neues Wahlrecht in Aussicht gestellt. Dabei gibt er den Gegenpart zum Milchbart, den Weisen, den Erfahrenen, den Philosophen. Neue Feinde fordern ein neues Gesicht. Fortsetzung folgt. Auf diesem Kanal.

Der schielende van Gogh

Das Bild «L’homme à la pipe», das im Zürcher Kunsthaus hängt, ist kein Werk von Vincent van Gogh, sondern eine Hommage des Kunstliebhabers Emile Schuffenecker an den grossen niederländischen Maler. *Von Hanspeter Born*



Kein van Gogh, kein Meisterwerk: «L’homme à la pipe» des Zürcher Kunsthauses.

Im Zürcher Kunsthaus hängen fünf van Goghs, von denen jeder eine Geschichte erzählen könnte. Die blendend weissen Fischerhütten hat Vincent, wie er genannt sein wollte, während eines Ausflugs von Arles nach Saintes-Maries-de-la-Mer gemalt. Das Bild ist eine Schenkung des in Wollishofen aufgewachsenen, 2012 im Alter von 101 Jahren verstorbenen Amag-Gründers, Pferdezüchters, Philanthropen und Milliardärs Walter Haefner. Ebenfalls eine Schenkung sind die «Strohdächer von Chaponval», die der aus einer Glarner Industriellenfamilie stammende Sammler Hans Schuler 1908 von C.M. van Gogh, einem Onkel Vincents, erwarb. Das düstere, bedrückende Bild zeigt Häuser mit zerfallenden schweren Strohdächern, die, wie das Schild im Kunsthaus uns aufklärt, Vincent wohl an seine Jugend in den Niederlanden erinnerten. Es ist eines der allerletzten Bilder, die er malte, bevor er sich an einem heissen Julisonntag eine Kugel in den Leib schoss.

Die andern drei van Goghs sind Leihgaben des mit St. Moritz eng verbundenen Financiers Philip Niarchos, der sie von seinem Vater, dem Reeder Stavros Niarchos, geerbt hat. «Zypressen und blühender Baum» ist die Wiederholung eines in Saint-Rémy entstandenen grösseren Bilds (es hängt in New Yorks Met), die Vincent seiner Schwester Wil schenkte. Das umwerfende «Bildnis eines Bauern / Porträt von Patience Escalier» gehörte einst Paul Gauguin, der Qualität zu schätzen wusste und der es von seinem Malerfreund durch Tausch erwarb. Ja, und dann ist da noch einer der berühmtesten van Goghs überhaupt, das angebliche Selbstbildnis mit verbundenem Ohr, mit dem es eine ganz besondere Bewandnis hat.

«Wir pflegen sein Ohr»

«Gestern Abend», berichtete das Pariser *Petit Journal* in einem vom 24. Dezember 1888 datierten Bericht aus Arles, «hat ein gewisser Vincent, ein holländischer Kunstmaler, nachdem er sich mit einem Rasiermesser ein Ohr abgeschnitten hatte, bei einem übel beleumdeten Haus geklingelt und sein in ein Stück Papier gewickeltes Ohr der Person übergeben, welche die Tür öffnete, wobei er sagte: «Nehmt es, Sie werden es brauchen können.» Darauf ging er weg. Die Polizei hat dann dieses Individuum gesucht und ihn bei sich in seinem Bett liegend gefunden. Sein Zustand ist sehr schlimm und erforderte seine Überlieferung ins Spital.»

Im Spital besuchte ihn am Weihnachtstag sein eilends aus Paris hergereister Bruder Theo, der dann allerdings aus beruflichen Gründen am nächsten Tag wieder heimfahren musste. Am 30. Dezember brachte ein Brief des Arztes Dr. Felix Rey beruhigenden Aufschluss über den Gesundheitszustand Vincents: «Als ich ihn über das Motiv, das ihn bewog sein Ohr abzuschneiden, zum Sprechen bringen wollte, antwortete er, dies sei eine völlig persönliche Angelegenheit [...]. In diesem Augenblick pflegen

wir bloss sein Ohr und überhaupt nicht seinen geistigen Zustand. Seine Verletzung ist viel besser, sie bereitet uns keine Sorge.»

Am 7. Januar konnte Vincent das Spital verlassen. Er schrieb dem Bruder, der auch sein Kunsthändler war, dass er am nächsten Tag wieder malen werde. Die Geschichte mit der Verstümmelung, die er sich im Absinthrausch angetan



«Selbstbildnis mit bandagiertem Ohr» (Original).

hatte, war ihm peinlich. Theo hätte seiner Meinung nach nicht extra nach Arles reisen müssen: «Vergiss bewusst deine traurige Reise und meine Krankheit.» Vor allem wollte Vincent nicht, dass Mutter und Schwestern in den Niederlanden erfahren, was geschehen war. Theo sollte der Familie bloss sagen, er sei ein «bisschen krank» gewesen, «wie damals, als ich im Haag den Tripper hatte».

Zehn Tage später schrieb Vincent Theo einen sehr ausführlichen Brief, in dem er über seine Spesen genau Rechnung ablegte und sich recht zynisch über seinen Hausgenossen Gauguin ausliess, der sich in Arles wortlos aus dem Staub gemacht hatte. Zum Schluss bat er den Bruder noch, dem Freund Laval ein für diesen bestimmtes Selbstbildnis zu übergeben, und fügte lakonisch hinzu: «Ich habe auch noch ein anderes, ein neues für dich.»

Syphilis im Endstadium

Das andere Selbstbildnis, «das neue für dich», das Vincent eigens für Theo gemalt hatte, ist dasjenige mit verbundenem Ohr und japanischem Holzschnitt, das heute in der Londoner Courtauld Gallery zu bewundern ist. Mit diesem Porträt wollte er dem Bruder und Kunsthändler beweisen, dass er, «obwohl er sich schwach fühlte, ein bisschen besorgt und angstvoll», schon wieder im Besitz seiner künstlerischen Kräfte war. Das Bild gelangte in Theos Sammlung, wo es im November 1890, drei Mo-

nate nach dem Tode Vincents, in dem zu Versicherungszwecken erstellten Inventar, der sogenannten Liste AB, als Nummer 237 «Portrait de Vincent / relevant de maladie» erfasst wurde.

Das Porträt lagerte damals zusammen mit den andern Theo gehörenden Bildern in dessen leerer Wohnung, Cité Pigalle 8. Theo war im Vormonat zusammengebrochen, litt an Lähmungserscheinungen, hatte Halluzinationen und musste schliesslich von seiner Frau Johanna in eine psychiatrische Anstalt in die Niederlande verbracht werden. Seine Syphilis war ins letzte, verheerende Stadium getreten. In Abwesenheit des Ehepaars van Gogh kümmerten sich Johannas Bruder, Andries Bonger, und der mit diesem befreundete Maler Emile Bernard um die Angelegenheiten der Familie und um die verwaiste Kunstsammlung. Bernard und sein guter Kumpan Emile Schuffenecker profitierten Anfang 1891 von der Abwesenheit Johannas, um in der leeren Wohnung in Pigalle einige Bilder Vincents zu fotografieren und die in einem Album gesammelten Fotos zum Preis von zwölf Franc zu verkaufen.

Wer war dieser Emile Schuffenecker, dessen Name heute kaum jemand kennt? Halbweise, aufgewachsen bei Pflegeeltern, die in den Pariser Halles eine Kaffeerösterei betrieben, zeigte er schon als Kind zeichnerische Begabung, wurde Buchhalter und erhielt eine Stelle als Angestellter bei einem Börsenmakler. Zusammen mit seinem älteren Bürokollegen Paul Gauguin begann er ernsthaft zu malen und brachte es fertig, sich in die achte und letzte Ausstellung der Impressionisten zu drängeln. Als Gauguin nach dem Zwischenfall mit Vincents Ohr nach Paris verduftete, fand er bei Schuffenecker, den er «Schuff» nannte, Unterschlupf.

«Verfemter Künstler»

Die abenteuerlichen Geschichten, die der fantasiebegabte Gauguin ihm über Vincent aufstischte, faszinierten den braven Bürger Schuffenecker. Als Vincent Selbstmord beging, war er zwar gerade in den Ferien in der Normandie, aber Emile Bernard, der die Trauerfeier in Auvers besucht hatte, konnte seinem Freund die dramatischen Umstände vom Tod des grossen Malers schildern. «Schuff» war beeindruckt und musste ein Bild des «verfemten Künstlers» haben. Im September 1890 konnte er Theo zwei grosse van Goghs für lachhafte 300 Franc abluchsen. Einen davon, die «Arlésienne mit Handschuhen und Schirm», kopierte er. Unter Künstlern war es gang und gäbe, dass man sich gegenseitig nachmalte – aus Bewunderung oder um voneinander zu lernen.

In den darauffolgenden Jahren erstand Schuffenecker weitere van Goghs, zumeist zu vorteilhaften Preisen, so ein Sonnenblumenbild, heute in Philadelphia, und den «Jardin de Daubigny», heute in Hiroshima.

Die makabre Geschichte vom abgeschnittenen Ohr liess «Schuff» keine Ruhe. Unter den

Fotos, die er, zusammen mit Bernard und einer Assistentin, in den ersten Monaten von 1891 in der leeren Wohnung Theos gemacht hatte, befand sich auch eine Aufnahme des Selbstbildnisses mit verbundenem Ohr und japanischem Holzschnitt. Sie war allerdings unterbelichtet und konnte somit nicht in das zum Verkauf bestimmte Album aufgenommen werden. Aber sie war gut genug, um als Modell für eine von Schuffenecker angefertigte Kopie zu dienen. Kopie ist vielleicht das falsche Wort, es war eher eine Hommage an den verstorbenen Künstler. Wie er dies bei seinen Porträts oft tat, malte Schuffenecker zuerst eine Pastellversion als Vorstudie. Weil er wusste, wie wichtig für Vincent die Komplementärfarben gewesen waren, wählte er für sein Porträt einen zweigeteilten orangen und roten Hintergrund, der das Blau der Mütze und das Grün der Jacke komplementieren sollte. Jacke, Mütze und Verband borgte er vom Courtauld-Original. Auf die Wiedergabe des von Vincent mit sicherer Hand nachgezeichneten japanischen Holzschnitts verzichtete Schuffenecker. Zu schwierig. Hingegen steckte er Vincent eine Tabakpfeife zwischen die Lippen, vermutlich weil er von Bernard vernommen hatte, dass der sterbende Vincent in aller Ruhe seine Pfeife geraucht hatte.

Dann kopierte er sein Pastell (das sich heute im Amsterdamer Van-Gogh-Museum befindet) in Öl. In der definitiven Ölversion vergrösserte Schuffenecker Vincents Gesicht und stellte es dominant ins Zentrum des Bildes, in dem der orange Hintergrund zurückhaltender wirkt als in der Pastellvorlage. Es gelang ihm auch, das Gesicht bleicher und magerer erscheinen zu lassen als im Pastell, wo Vincent ziemlich süsslich, fast engelhaft wirkt. Vermutlich weil er sich auf die von ihm als zusätzliches Detail zum Courtauld-Bild erfundene Pfeife etwas einbildete, nannte «Schuff» das Bild «L'homme à la pipe».

Noch handelte es sich bei dem wahrscheinlich 1892 angefertigten Bild, das heute im Zürcher Kunsthaus hängt, um einen Schuffenecker. Noch war es kein van Gogh.

Das einprägsame Bildnis im Atelier

Zu einem van Gogh wurde es durch eine eigenartige Kette von Zufällen. Alles begann Anfang 1893 mit einem feuchtfröhlichen Mittagessen, bei dem der Verleger Roinard, der Maler Guiguet und der Dichter Leclercq über die erfolglose Ausstellung «Porträts der Schriftsteller des Jahrhunderts» schnödeten. «Wäre es nicht mindestens so interessant», warf Roinard ein, «eine Ausstellung der Porträts des nächsten Jahrhunderts zu organisieren?» Eines gab das andere, und bald einmal begannen die drei, Porträts für ihre Ausstellung zu sammeln, die den Männern der Zukunft gewidmet war – zu denen die drei sich selbstverständlich auch zählten. Zuerst hatten sie Mühe, Porträts aufzutreiben, aber nachdem einige Prominente wie der Bildhauer Rodin, die Dichter Verlaine und

Mallarmé zugesagt hatten, wollte plötzlich jeder ein Mann des nächsten Jahrhunderts sein.

Der Dichter und Kunstkritiker Julien Leclercq wusste, dass Emile Schuffenecker eine vorzügliche Gemäldesammlung besass, und klopfte bei ihm an. Er reservierte sich ein Selbstbildnis von Emile Bernard, der in Italien auf Reise war, eines von Gauguin, der gerade auf Tahiti weilte, und eines von Schuffenecker selber. In «Schuffs» Atelier stiess er auch auf den «Homme à la pipe», das sehr einprägsame Bildnis von van Gogh mit verbundenem Ohr und Pfeife. Er wollte es unbedingt ebenfalls für seine Ausstellung der kommenden Männer haben. «Schuff» war einverstanden.

Ein Toter als Mann des nächsten Jahrhunderts? Warum auch nicht. Leclercq, ein geborener Verkäufer, realisierte, dass das Konterfei von van Gogh – im Gegensatz zu all den lang-



Van-Gogh-Sammler: Emile Schuffenecker.

weiligen Porträts von würdig posierenden Notablen – eine Geschichte erzählte; die Geschichte des verkannten Genies, das verrückt genug war, sein Ohr abzuschneiden, und stoisch genug, im Leiden seine Pfeife zu rauchen.

Wer auf die Idee kam, das Bild als Selbstbildnis auszustellen, bleibt ein Rätsel. Drehte Schuffenecker seine Kopie Leclercq als echten van Gogh an? Oder war es der gerissene Leclercq, der bei der Eröffnung der Ausstellung im Juli 1893 Schuffeneckers Abwesenheit von Paris ausnützte, um dessen Bild mit folgender Legende zu versehen: «Der Maler Vincent van Gogh, geboren 1853 in Groot Zundert (Niederlande) und gestorben in Auvers-sur-Oise am 29. Juli 1890; *par lui-même*» (von sich selber – also Selbstbildnis)? Mitorganisator Roinard war begeistert: «Van Gogh mit Augen von klarem Grün. Oh! Der schöne und wilde Harmonisator der primitiven Barbarei der Kunst, das Nebeneinander der Farben. Tut die Sonne anderes? Erstmals sehe ich, wie der Regenbogen in der Malerei Erfolg hat. Armes Tier von einem Genie.» Auch andere Rezensenten wie Jules Christophe in *La Plume* überschlugen sich: «Und schliesslich dieses verrückte Genie, der viel bedauerte und unglückliche van Gogh, mit einer holländischen Mütze auf dem Kopf, der seine Pfeife raucht, träumend, den Kopf in einen Kinnverband gewickelt, weil er eben sein rechtes Ohr abgeschnitten und als Tribut und Ge-

schenk einer Fünf-Minuten-Freundin geschickt hat. Schön, oh! Sehr schön.»

Schuffeneckers Kopie, Hommage oder Pastiche war auf einen Schlag zum van-goghschen Meisterwerk geworden – und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Das Bild wurde in den darauffolgenden 120 Jahren an zahlreichen Ausstellungen gezeigt, ohne dass seine Echtheit je öffentlich angezweifelt worden wäre.

Als der erwähnte Dichter und Kunstkritiker Julien Leclercq an der von ihm organisierten grossen Van-Gogh-Ausstellung bei Bernheim-Jeune 1901 den «Homme à la pipe» als unverkäufliches Selbstbildnis ausstellte, fand es bei den Besuchern regen Anklang. Leclercq schrieb Johanna van Gogh: «Verschiedene Personen wollten Schuffenecker den «Homme à la pipe» abkaufen. Er hat natürlich refüsiert.»

«Schuff» trennte sich nur ungern vom Bild

Der Weinhändler, Maler, Mäzen und Sammler Gustave Fayet liess nicht locker, und als er 3000 Franc bot, gab Schuffenecker nach. 3000 Franc entsprachen dem Jahresgehalt, das «Schuff» als Zeichenlehrer am Gymnasium verdiente. Es war der höchste Betrag, der je für einen van Gogh bezahlt worden war. Schuffenecker schickte sein Bild per Express nach Béziers, dem Wohnort Fayets, und legte einen Brief bei: «Dass mein armer Mann mit der Pfeife sich in guter Gesellschaft befinden wird und bei einem Mann, der ihn lieben wird, tröstet mich ein wenig. Ich empfehle ihn Ihnen bestens.» Es fiel ihm schwer, sich von «quelque chose de moi-même» zu trennen. Mit dieser Formulierung deutete er an, das er den «van Gogh» gemalt hatte. Wenn er den «Homme à la pipe» auch nicht als Fälschung, sondern als Hommage gemalt hatte – sobald er ihn als van Gogh ausstellte und verkaufte, wurde er zur Fälschung.

Der weitere Parcours des Bildes ist rasch erzählt. Nach dem Tode Fayets verkaufte es der renommierte Kunsthändler Paul Rosenberg Ende der 1930er Jahre an Albert Lasker, den «Erfinder der modernen Werbung», den «man who sold America». Pikanterweise gelang Lasker, dem späteren Promoter berühmter Marken wie Palmolive, Lucky Strike und Pepsodent, der Durchbruch mit einer Kampagne für einen Hersteller von Ohrstöpseln. So ist es vielleicht begreiflich, dass er ausgerechnet das Bild mit dem abgeschnittenen Ohr kaufte. Das Porträt hing bis in die neunziger Jahre als Leihgabe Laskers (und später seiner Tochter) im Art Institute of Chicago. Dann kaufte es der griechische Reeder Stavros Niarchos durch Vermittlung der Londoner Kunsthandlung Alex Reid & Lefevre. Die Familie Niarchos überliess den falschen, aber nicht als falsch erkannten van Gogh – zusammen mit zwei echten andern Werken, eines davon das magistrale «Yo Picasso»-Selbstbildnis – als Leihgabe dem Kunsthaus Zürich.

Wie kann man wissen, dass es sich bei dem «Selbstbildnis» mit verbundenem Ohr und

Pfeife nicht um einen echten van Gogh, sondern um eine Fälschung Schuffeneckers handelt?

Erstens: Aus den Briefen und den Zeitumständen geht klar hervor, dass sich Vincent nur ein einziges Mal mit verbundenem Ohr gemalt hat. Und dieses Bild hängt in der Courtauld Gallery in London. Das Zürcher Bild ist weder im Inventar der Bilder Theos (der Liste AB) registriert, noch kann es Vincent (wie andere seiner Bilder) in Arles zurückgelassen haben. Die in Arles zurückgelassenen Bilder kamen erst 1895 nach Paris. Da der «Homme à la pipe» schon 1893 in Paris ausgestellt wurde, konnte er nicht zu den Zurückgelassenen gehören.

Zweitens: Das von Schuffenecker gemalte Pastell ist nicht, wie angenommen, die Kopie des Ölbilds, sondern eine Vorstudie. Das ist aus Gemeinsamkeiten zwischen dem Pastell und dem Courtauld-Bild ersichtlich, die ihm Zürcher Bild nicht mehr vorhanden sind, sowie aus mit Bedacht angebrachten Verbesserungen im Ölbild im Vergleich zum Pastell.

Drittens: Die Schwächen und Fehler im mühselig gemalten «Homme à la pipe» wären dem mit sicherer Hand arbeitenden Vincent niemals unterlaufen. Man sehe sich den komischen Verband im Zürcher Bild an und vergleiche ihn mit dem realistischen im Original. Im Courtauld-Bild liegt ein Stück Watte sauber verpackt in der Binde, im Zürcher Bild sehen wir zwei Lagen Watte, wobei die untere Schicht zwecklos aus

der Binde herausragt und den Kragen der Jacke verdeckt. Direkt über der Watte sieht man etwas, was aussieht wie ein Büschel aus der Fellgarnitur der Mütze, aber nicht mit dem Rest der Mütze verbunden ist.

Dekorative Details

Während der Knopf im Courtauld-Bild am Stoff der Jacke angenäht ist, liegt er im Zürcher Bild freischwebend auf dem Knopfloch. Die schlecht gemalte Pfeife liegt nicht richtig im Mund. Aus einem geschlossenen Mund entweicht übrigens kein Rauch. Im Zürcher Bild bildet der Rauch ein zierliches Muster von Ringlein. Vincent gab sich nicht mit solchen dekorativen Details ab, die keinen kompositorischen Sinn ergeben. Je länger man das Bild ansieht, umso mehr schüttelt man den Kopf.

Vincent hatte, wie man aus all seinen Selbstbildnissen schliessen kann, ein eindrückliches Gesicht. Der puppenhafte van Gogh in Schuffeneckers Pastell ist kaum zu erkennen. Das Ölbild gleicht ihm schon eher, hat aber Schwächen, die man dem hervorragenden Porträtisten Vincent nicht anlasten kann. Am auffallendsten sind die zu nahe beieinanderliegenden Augen. Man könnte das Zürcher Bild «den schielenden van Gogh» nennen.

Hanspeter Born and Benoit Landais: Schuffenecker's Sunflowers And Other van Gogh Forgeries. Amazon Digital Services. 485 S., Dollar 10.90.

Stellungnahme des Kunsthauses

Vincent van Goghs «Selbstbildnis mit verbundenem Ohr», 1889, auch bekannt unter dem Titel: «L'homme à la pipe (Selbstbildnis)», wird als Leihgabe aus einer privaten Sammlung im Kunsthaus Zürich aufbewahrt. Es ist ab dem 7. Februar 2014 in der Ausstellung «Von Matisse zum Blauen Reiter, Expressionismus in Deutschland und Frankreich» zu sehen. In der spezialisierten kunsthistorischen Literatur, die für das Kunsthaus massgeblich ist, wird das Bild als bedeutendes Selbstbildnis von der Hand van Goghs beurteilt. Dies entspricht der Einschätzung des Kunsthauses.

Ausgewählte Publikationen:

- Baart de la Faille: Werkverzeichnisse van Gogh, 1928, 1939, 1970
- Jan Hulsker: The Complete van Gogh, 1977, 1980, 1996
- George Keyes/Joseph Rishel/George Shackelford: Van Gogh Face to Face – The Portraits, 2000/2001
- Walter Feilchenfeldt: Nach Gauguins Besuch in Arles – Van Goghs zurückgelassene Bilder, 2005
- Leo Jansen/Hans Lujten/Nienke Bakker: Vincent van Gogh – The Letters, Vol. 4, 2009
- Walter Feilchenfeldt: Van Gogh – Complete Paintings 1886–1890, 2013



Datensicherheit ohne Kompromisse

Ihre Unternehmensdaten sind Ihr wertvollstes Gut.
Wir sorgen für eine sichere und hochverfügbare Unterbringung
Ihrer Daten in der Schweiz.

Gerne beraten wir Sie persönlich: 056 460 23 80.

www.green.ch

Your first choice in Switzerland

green.ch

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 3 (3) **Haruki Murakami:** Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki (*Dumont*)
- 4 (6) **Camilla Läckberg:** Die Engelmacherin (*List*)
- 5 (5) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (*S. Fischer*)
- 6 (4) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert (*Piper*)
- 7 (–) **Gillian Flynn:** Cry Baby – Scharfe Schnitte (*Fischer Scherz*)
- 8 (–) **Lucinda Riley:** Mitternachtsrose (*Goldmann*)
- 9 (8) **John Williams:** Stoner (*DTV*)
- 10 (7) **Nicci French:** Schwarzer Mittwoch (*Bertelsmann*)

Sachbücher

- 1 (3) **Max Frisch:** Aus dem Berliner Journal (*Suhrkamp*)
- 2 (1) **Jacky Gehring:** Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 3 (2) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörtersch*)
- 4 (7) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (*Levante*)
- 5 (5) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 6 (4) **Guido Maria Kretschmer:** Anziehungskraft (*Edel*)
- 7 (9) **Verena Wermuth:** Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 8 (8) **Guinness World Records:** 2014 (*Bibliographisches Institut*)
- 9 (–) **Rhonda Byrne:** Hero (*Droemer / Knaur*)
- 10 (–) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: SP-Schauspieler

Sozialdemokratische Politiker haben ein neues Wirkungsfeld entdeckt: die Schauspielerei. Innenminister Alain Berset verriet an der Eröffnung der Solothurner Filmtage, auch er habe jetzt filmische Erfahrung sammeln können. Die Rede ist von einer Statistenrolle, die der Bundesrat in der beliebten welschen Fernsehserie «L'heure du secret» (wird im Frühling ausgestrahlt) hat ergattern können. Sein deutscher Gesinnungsgenosse, SPD-Aussenminister Frank-Walter Steinmeier, hat es gar ins Kino geschafft und spielt demnächst eine kleine Rolle in der Verfilmung der TV-Satire «Stromberg». Während die Deutschen mit der Besetzung Mühe bekundeten (SPD-Chef Sigmar Gabriel und Nordrhein-Westfalens Ministerpräsidentin Hannelore Kraft sagten den Filmemachern ab), verlief die Auswahl in der Schweiz wesentlich einfacher: Die Initiative kam von Berset selbst. (bb)

Kunst

Ein sehr englischer Schweizer

Der Burgdorfer Künstler Samuel Hieronymus Grimm gehörte im 18. Jahrhundert zu den wichtigsten Dokumentalisten Grossbritanniens. In der Schweiz ist er unbekannt. *Von Rolf Hürzeler*



«Vorsichtig, please»: Grimms «Kennington Common».

Ein Politiker in Nöten. Eine Karikatur zeigt den britischen Premierminister Lord North, 2nd Earl of Guilford, dem ein Friseur fast im wörtlichen Sinn die Kappe wäscht. Die Erklärung dazu findet sich unten rechts: Ein Hund und eine Katze kämpfen um eine Karte der Falklandinseln. Die Tiere symbolisieren die Länder Grossbritannien und Spanien, die um die Inselgruppe im Südatlantik streiten. Lord North kam unter innenpolitischen Druck, den Spaniern Einhalt zu gebieten. Er konnte in Verhandlungen erreichen, dass beide Seiten die Inseln verliessen, ohne dass die Frage der Souveränität geklärt wurde. Das war im Frühjahr 1771, knapp 200 Jahre vor dem letzten Falkland-Krieg im Jahr 1982.

Sohn eines Notars

Die Karikatur stammt vom Schweizer Künstler Samuel Hieronymus Grimm (1733–1794). Der Zeichner und Aquarellist ist in der Schweiz heute unbekannt. Doch im 18. Jahrhundert gehörte er zu den wichtigsten Dokumentalisten Englands. Unter dem Titel «A Very English Swiss» zeigt nun das Kunstmuseum Bern eine grosse, hervorragend dokumentierte Ausstellung Grimms.

Grimm wurde in Burgdorf als Sohn eines Notars geboren. Der Vater starb, als der Junge sechzehn Jahre alt war. Er kam unter die Obhut eines Onkels, der die musischen Fähigkeiten des Jugendlichen förderte und ihn später in

den Malunterricht von Johann Ludwig Aberli schickte, dessen Bilder derzeit im Winterthurer Museum Oskar Reinhart zu sehen sind.

Nach einem Umweg über Paris kam Grimm 1768 nach England. Er liess sich an der Londoner Henrietta Street 1 in Covent Garden nieder. Das Haus steht heute nicht mehr; aber die Kirche St Paul's daneben, wo Grimm bestattet wurde, prägt noch den Platz von Covent Garden – zu Grimms Zeiten ein Früchte- und Gemüsemarkt.

Der junge Schweizer Künstler fand in London sogleich berufliche und soziale Anerkennung. Kaum angekommen, konnte er bereits vier Werke in der Royal Academy of Arts am Piccadilly ausstellen. Anders als die Karikatur von Lord North vermuten lässt, war

Die Gegend war regelmässig Schauplatz blutiger sozialer Auseinandersetzungen.

Grimm indes kein politischer Künstler; kritische Zeichnungen zum Zeitgeschehen sind Ausnahmen. Dafür entwickelte Grimm einen Sinn für die Geschichte seines Gastlandes: So kopierte er eine Darstellung von Heinrich VIII. bei der pompösen Einschiffung in Dover im 16. Jahrhundert, der mit einer riesigen Entourage den französischen König besuchen wollte.

Der Künstler konzentrierte sich am liebsten auf die Dokumentation historischer Gebäude und Landschaften: Der Naturforscher und Pfarrer Gilbert White engagierte ihn etwa 1776 als Zeichner für seine Dokumentation «The Natural History and Antiquities of Selborne». Und Grimm bestätigte schon damals das Klischee des fleissigen Schweizers. «Der hat an 27 von 29 Tagen in meinem Haus hart gearbeitet», notierte White. Tatsächlich ist Grimms Œuvre immens. Allein die British Library besitzt mehr als 2600 Zeichnungen und fast 900 Aquarelle von ihm.

Dem Mann ist nicht ganz zu trauen

Der Berner war ein akribischer Zeichner. Seine Wiedergabe einer elisabethanischen Eingangstür des bis heute erhaltenen Landsitzes Hammonds Place in Sussex zeigt beispielsweise, wie detailgetreu er mit dem Stift arbeitete. Dennoch ist dem Mann nicht ganz zu trauen. Das Aquarell «Kennington Common» (1776) etwa zeigt den heutigen Kennington-Park im südlichen Stadtteil Lambeth auf den ersten Blick als eine ländliche Idylle, wo sich Bürgerinnen und Bürger verlustierten.

Doch Ende des 18. Jahrhunderts, nach dem Bau der Brücke von Westminster, war Kennington teilweise überbaut, wie sich dem Betrachter erst bei näherem Hinschauen erschliesst. Die Gegend war regelmässig Schauplatz blutiger sozialer Auseinandersetzungen, die London im 18. und 19. Jahrhundert prägten. Wer heute durch den dreigeteilten, ziemlich geschrumpften Park spaziert, kann die Turbulenzen vergangener Zeiten nachvollziehen. Rundum stehen Sozialwohnungen, die von der bescheidenen Lebensqualität der Bewohner zeugen. Eine Tafel im Park warnt: «Hier passieren Raubüberfälle, seien Sie vorsichtig, *please*.» Der Besucher ist also, bitte schön, selbst schuld, wenn ihm jemand eins über die Rübe zieht.

Auf den ersten Blick hat das heutige London nichts mehr mit der Stadt von Samuel Hieronymus Grimm zu tun, wie ein Gang durch die Devonshire Street im Stadtteil Marylebone belegt. Grimm zeichnete 1793 ein etwas romantisches Aquarell von Cricket-Spielern auf der Devonshire Street, sechs Jahre zuvor wurde der lokale Cricket-Klub gegründet, der als die weltweit beste Adresse dieses Sports gilt. Heute wäre das Ausüben jeglicher Sportart in dieser Strasse Selbstmord – sie ist vom 18. Jahrhundert so weit weg wie die Steinzeit.

Und doch: Bei einem Gang durch die faden-gerade Devonshire Street ist Grimms London wieder präsent. In den winzigen Seitenstrassen Devonshire Close oder Devonshire Mews North finden sich die alten zweistöckigen Gebäude aus jener Zeit: Im Parterre die nunmehr umgebauten Stallungen, im oberen Stock wohnten die Bediensteten der verschwundenen Herrenhäuser in der Haupt-

strasse. Heute sind diese *mews* ihrerseits Liegenschaften, die sich nur Begüterte leisten können, wie die Bentleys und Porsches vor den Liegenschaften belegen.

Finanziell potente Gönner

Grimm war ein verschwiegener Zeitgenosse; es gibt keine Porträts von ihm. Sein Bedürfnis nach Anonymität ging so weit, dass er in seinem Testament anordnete, persönliche Schriften und Unterlagen zu verbrennen. Seine Haushälterin in der Henrietta Street kam seinem letzten Willen gründlich nach und verbrannte die gesamte schriftliche Hinterlassenschaft. Vielleicht hatte sie einen Grund dafür – Homosexualität war im 18. Jahrhundert ein Verbrechen.

Grimm war kein weltfremder Verklärer der Vergangenheit. Er verstand es – wie viele künstlerische Unternehmer im Zeitalter des aufstrebenden Bürgertums –, sich die Unterstützung finanziell potenter Gönner zu sichern. Unter ihnen war der Naturkundler und Bischof von Lincoln, Sir Richard Kaye, mit dem er jahrelang eng verbunden war. Dieser hielt die Trauerrede im April 1794, nachdem Grimm mit 61 Jahren in Covent Garden verstorben war. In der Kirche St Paul's erinnert heute nichts mehr an den tüchtigen Schweizer. Ein griesgrämiger Kirchenmann sagt bei einem Besuch, dass der noch bestehende Friedhof im

Cameron könnte sich plötzlich in der Position von Lord North sehen, dem die Kappe gewaschen wird.

19. Jahrhundert umgepflügt wurde: «Heute sind bei uns alle Knochen wild verstreut.» Von Grimm hat der Mann noch nie gehört.

Dafür kommen Erinnerungen an Grimms politische Welt hoch, denkt man an die momentane Entwicklung rund um die Falklandinseln. Zum Jahresende musste Premierminister David Cameron betonen, dass Grossbritannien entschlossen sei, die Inseln zu verteidigen; dies, weil die argentinische Regierung ihre Ansprüche erneut angemeldet hatte und auf Erdölvorkommen in der Region hofft. Nachdem die britische Navy in den letzten Jahren massiv reduziert worden war, könnte sich Cameron plötzlich in der Position von Lord North sehen, dem die Kappe gewaschen wird – weil die Verteidigung der Falklands heute schwieriger denn je wäre.

17. Januar bis 21. April, Kunstmuseum Bern

Die aufgeführten Werke sind:
Kennington Common (1776)
The Politician (1771)

Cricket in Devonshire Street (1793)
(wird in Bern nicht gezeigt)

Daft Punk

Aus heiteren Himmeln

Von Thomas Würdehoff

Es gibt sie immer wieder, diese raren Momente, in denen Pop-Musik die Welt anhalten kann. Als die Beatles 1969 ein kurzes, improvisiertes Konzert auf dem Dach des Apple-Gebäudes in der Savile Row gaben oder als der 94-jährige Pete Seeger im vergangenen Jahr bei Farm Aid im Kreise von Neil Young, John Mellencamp, Willie Nelson und Dave Matthews ein letztes Mal live auftrat.

Dass bei der diesjährigen Grammy-Verleihung ausgerechnet die beiden als Roboter auftretenden französischen Musiker Guy-Manuel de Homem-Christo und Thomas Bangalter alias Daft Punk den Vogel abschossen, war dann doch eine Überraschung. Ein mit musikalischer Intelligenz durch inszenierter Pop-Act auf höchstem handwerklichen Niveau (*Weltwoche* Nr. 21/2013) liess auf der zum Tonstudio stilisierten Bühne sprichwörtlich die Sau raus – und die Musik von der Leine. Zusammen mit Nile Rodgers (Chic), Pharrell Williams und Stevie Wonder machten sie vor Publikum klar, dass ihr zeitloser Retro-Disco-Hip-Hop-Pop kein Fastfood für die Konserve ist.

Das sichtlich unterprobte Medley aus Daft Punks Tanzbodenhymnen «Get Lucky» und «Harder, Better, Faster, Stronger», Chics «Le Freak», sowie Stevie Wonders «Another Star» riss die Gäste augenblicklich aus den Sitzen und wäre auch in ein Studio-54-Gelage ausgeartet, wäre diese schöne kleine Ewigkeit nicht schon nach nur sechs gefühlten Minuten abgebrochen worden.

Sie groovten in trauter Eintracht um die Wette. Aber es ging bei dieser Prominentensause weniger um die grossen Namen – es ging um den Drive und den elektrisierenden Groove einer beinahe uferlosen Live-Performance. Dass die Musik von Daft Punk diesen hingeworfenen Imperfekt glänzend übersteht, beweist, wie sehr sie sich ihre fünf Grammys verdient haben. Ja klar waren da ein paar Halleffekte aus der Dose, aber dafür einige schöne verpasste Einsätze, verrutschte Intonationen und kleine Pannen – alle eingegeben durch die übermütige Glut dieser Band aus heiteren Himmeln.

Wenn die Band stärker ist als das Image, steht am Ende: gute Musik.

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
3	The Wolf of Wall Street	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
4	Nebraska	★★★★★
	Regie: Alexander Payne	
5	La vie d'Adèle	★★★★★
	Regie: Abdellatif Kechiche	
6	Blue Jasmine	★★★★★
	Regie: Woody Allen	
7	A Touch of Sin	★★★★☆
	Regie: Jia Zhangke	
8	The Secret Life of Walter Mitty	★★★★☆
	Regie: Ben Stiller	
9	The Hunger Games: Catching ...	★★★★☆
	Regie: Francis Lawrence	
10	Die schwarzen Brüder	★★★☆☆
	Regie: Xavier Koller	

Kinozuschauer

1 (1)	The Wolf of Wall Street	46 175
	Regie: Martin Scorsese	
2 (-)	12 Years a Slave	19 388
	Regie: Steve McQueen	
3 (-)	Homefront	10 141
	Regie: Gary Fleder	
4 (2)	Der Medicus	9 489
	Regie: Philipp Stölzl	
5 (-)	Philomena	7 672
	Regie: Stephen Frears	
6 (-)	I, Frankenstein (3-D)	6 453
	Regie: Stuart Beattie	
7 (4)	Fünf Freunde 3	6 360
	Regie: Mike Marzuk	
8 (3)	The Secret Life of Walter Mitty	5 295
	Regie: Ben Stiller	
9 (5)	Frozen	5 214
	Regie: Chris Buck	
10 (10)	Fack Ju Göhte	4 286
	Regie: Bora Dagtekin	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Red 2 (Ascot Elite)
2 (1)	White House Down (Sony)
3 (2)	R.I.P.D. (Universal)
4 (3)	Wir sind die Millers (Warner)
5 (-)	The World's End (Universal)
6 (5)	Pain & Gain (Rainbow)
7 (6)	Elysium (Sony)
8 (4)	Planes (Disney)
9 (-)	Runner Runner (Fox)
10 (7)	Turbo (Fox)

Quelle: Media Control



«Kriegst du eigentlich genug Luft, wenn ich auf dir liege?»: James Gandolfini.

Kino

Der trödelige Kraftkerl

James Gandolfini in seiner letzten Rolle, als Mann mittleren Alters, der alles gesagt hat und sich trotzdem verliebt. Die bizarre Komödie «Enough Said». Von Wolfram Knorr

Wer die «Sopranos» kennt, und das dürfen viele sein, erinnert sich sicher bestens an diesen grossen, schwerfälligen Mafia-boss Tony (James Gandolfini), wie er vor der cool-heissen Analytikerin Dr. Jennifer Melfi (Lorraine Bracco) sitzt: breitbeinig, rau, ein wenig vulgär und zugleich wie ein grosser Junge, der die bebrillte Lady ein wenig unbeholfen und vergebens umgarnt. In seiner letzten Rolle tapst der leider mit 51 Jahren verstorbene Gandolfini noch einmal in eine ähnlich prekäre Lage. Als Albert, geschieden, Vater einer volljährigen Tochter, lernt er auf einer glamourösen Party die Masseurin Eva (Julia Louis-Dreyfus) kennen; auch geschieden und auch mit einer volljährigen Tochter gesegnet. Albert, nur Zoff mit seiner Ex gewöhnt, ernüchtert vom Leben, glaubt trotzdem an eine perfekte Beziehung. In Eva, quirlig und amüsant, könnte er sie gefunden haben. Eva hat eigentlich was gegen Dicke und wird trotzdem schwach. Bald schwärmt sie der neuen Kundin Marianne (Catherine Keener) von ihrem «Dickerchen» vor. Die wiederum zieht über ihren Ex her, diesen plumphen Heini, der nicht mal die Guacamole richtig futtern kann. Dass sie über denselben Mann sprechen, kapieren die beiden erst mal nicht.

«Enough Said» gehört zu den sogenannten *romantic comedies*; allerdings stammt diese von Nicole Holofcener (Drehbuch und Regie), einer Vir-

tuosin des Independent-Kinos («Walking and Talking»), die weder Dialoge noch Situationen hollywoodmässig zurechtbügelt, sondern unverblümt, also lebensnah einsetzt. Einmal liegen Albert und Eva im Bett, da fragt er: «Kriegst du eigentlich genug Luft, wenn ich auf dir liege?» Man merkt, dass Holofcener mal Produktions- und Schnittassistentin bei Woody Allen war. Ihre Story ist nicht überzuckert, auch wenn der Plot der Boulevardkomödie entstammt, in der es immer lustig ist, den Protagonisten voraus zu sein. Langsam schwant Eva, wenn Marianne beim Massieren detailreich über ihren Ex schwadroniert, über wen die da redet. Der übergewichtige Heissluftpumperl ihr neuer Bettgenosse? Doch Holofcener erzählt das mit elegant beiläufigem Witz. Mal eingesäuert, mal beleidigte Leber-



Boulevardkomödie: «Enough Said».

wurst, nach Beachtung dürstend, die ganze Launenpalette spielt Gandolfini durch und demonstriert, was Leinwandpräsenz ist; dabei spielt er nicht mal die Hauptrolle.

Dieser sanft-trödelige Kraftkerl mit Nashorncharme hat einfach genug gesagt; für Flirtmädchen ist er zu alt. Entweder klapp't's noch mal oder eben nicht. Die nicht nur mit dem Mundwerk flinke Julia Louis-Dreyfus («Seinfeld», «Veep») ächzt derweil mit ihrem Massagebett von Kunde zu Kunde («Kriegen die dabei einen Ständer?») und flattert, ohne so recht zu wissen, was sie will, nervös wie ein Kolibri zwischen Freundin, Tochter, Ex und Albert. Alle haben sie ihre Macken, und Holofcener zeigt sie mit bewundernswerter Leichtigkeit und Situationskomik. Vor allem über die Dialoge wird die Handlung mit ihrer ausgeklügelten Dosis Absurdität beschwingt vorangetrieben. ★★★★★

Weitere Premiere

Akte Grüniger — 1990 hielt Friedrich Dürrenmatt zur Verleihung des Gottlieb-Duttweiler-Preises an Václav Havel die legendäre Rede «Die Schweiz, ein Gefängnis», die in der Metapher gipfelte, der Schweizer sei «Wärter und Gefangener» zugleich. Der spektakuläre Fall des St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüniger, der zwischen 1938 und 1939 mehrheitlich jüdische Flüchtlinge rettete, obwohl die Grenze bereits geschlossen worden war, hätte, genährt vom Humus der Dürrenmatt-These, das Zeug für einen soliden Schweizer Psycho-Polit-Thriller. 1997 gab's den Dok-Film «Grünigers Fall» von Richard Dindo (in dem Flüchtlinge zu Wort kommen), aber für ein handfestes Drama fand sich weit und breit niemand. Jetzt endlich kam es zu einer Co-Produktion zwischen C-Films, SRF und Arte, um den Stoff als dramatisches Werk aufzubereiten.

Paul Grüniger, der, anders als sein mächtiger Gegenspieler Heinrich Rothmund, Chef der Eidgenössischen Fremdenpolizei, mit dem

Problem der bettelnden Flüchtlinge konkret umgehen musste, ist eine ideale Figur für die Dürrenmatt-These: ein Beamter, innerlich zerrissen zwischen Pflicht und Neigung, in der Käfigsituation des treuen Amtsträgers mit dem bockigen Begehren gefangen, es denen «da oben» mal zu zeigen. Eine Steilvorlage! Doch weder Autor Bernd Lange noch Regisseur Alain Gsponer («Lila, Lila») finden den richtigen Zugang. Zu brav klammern sie sich an Betroffenheit und Belehrung. Gut gemeint, dekretierte schon Gottfried Benn, ist der Tod der Kunst.

Dabei ist das dramaturgische Grundgerüst prima: Bern erfährt, dass in St. Gallen nicht alles zum Besten ist, und schickt Inspektor Frei (Max Simonischek), um nach dem Rechten zu sehen. Er sorgt für Druck; doch leider durchschaut er zu schnell Grünigers Manipulationen.



Zorniger Don Quichotte: Stefan Kurt als Grüniger.

Trotzdem hat der Film Suggestivkraft, die den Schauspielern zu danken ist: Stefan Kurt als Grüniger ist alleine den Besuch wert: Wie dieser kecke Staatsdiener mit Mittelscheitel die Familie für die Pflicht vernachlässigt, sich als halbzorniger Don Quichotte den Vorgesetzten gegenüber stur gebärdet, den Flüchtlingen nichts abschlagen kann, während sich die Gattin härt, weil sie nichts erfährt, das ist schon grossartig. Und Simonischek als Ermittler mit schmalzglatter Karriere-Klitschfrisur ist in seiner grossspurigen Bürokratenpingeligkeit auch nicht übel. ★★★☆☆

Fragen Sie Knorr

«12 Years a Slave» gilt als Meilenstein in der Aufarbeitung des historischen Rassismus. Ist «Gone With the Wind» der erste

Film, in dem Schwarze mit-spielen durften? K. W., Riehen



Nein. Schon zu Zeiten des Stummfilms gab's «schwarze Filme». 1912 wurde der erste gedreht (eine Verfolgungskomödie), drei Jahre später gründeten Schwarze eine erste Produktionsfirma (Lincoln Motion Picture Company). Eine Reaktion auf Hollywood, Schwarze nur von Weissen mit geschminkten

Gesichtern spielen zu lassen. Die schwarze Community war begeistert, was die Studios beunruhigte. 1929 produzierte MGM den ersten Film mit ausschliesslich Schwarzen («Hallelujah»); soziale Probleme wurden zugunsten von Tanz und Musik ausgespart. Hollywood brauchte auch das schwarze Publikum, begann es zu berücksichtigen und griff typische Themen auf («Porgy and Bess»). Daraus entstanden erste Stars wie Sidney Poitier, Dorothy Dandridge et cetera.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Philip Catherine's Ton und Timbre

Von Peter Rüedi

«Old Folks» ist eine der schönen Balladen des Jazz. Ihr Autor Willard Robison, Sänger, Pianist und ein Freund von Jack Teagarden, gehört nicht gerade zum Hochadel des «Great American Songbook». Das hat den Vorteil, dass sich seine Erfindung bis heute ein exklusives Flair bewahrt hat. Wie auch immer: Wenn die neue CD, die Philip Catherine, 71, mit Martin Wind, 46, im Duo eingespielt hat, «New Folks» heisst, ist das eine Anspielung auf den exquisiten Standard, der die Scheibe eröffnet. Und allenfalls auf den Umstand, dass die Kunst des belgischen Gitarristen das ist, was im PR-Deutsch gern als «ewig jung» bezeichnet wird. Was ja gemeinhin ein Euphemismus ist für endgültig vorbei, verstaubt und nur noch für Tanznachmittage im Altersheim geeignet. Catherine's Musik und erst recht die im Dialog mit dem wunderbaren deutschen Wahl-New-Yorker Bassisten ist weder alt noch jung, noch gar «ewig jung». Sie ist. Sie erfindet nicht den Jazz neu, verzichtet auf modischen Firlefanz ebenso wie auf angestregte Innovationsattitüde, spielt im Gegenteil mit jenem patinierten Charme, der schon immer ein Markenzeichen dieses ungewöhnlichen, ganz eigenständigen Gitarristen war. Eines unter anderen.

In den Jazzrock-Tagen der Gruppe Pork Pie (mit Jasper van't Hof und Charlie Mariano) scheute Catherine auch nicht vor grossen elektrischen Soundpanoramen und lauten Tönen zurück. Aber seine ureigene Sprache war und ist die des akustischen Instruments. Auf ihm fand er sein unverkennbar eigenes Timbre, einen anrührend individuellen Ton (in etwa vergleichbar dem Zungenschlag von grossen Schauspielern: Horst Caspar, Oskar Werner oder Bruno Ganz). Der Catherine-Klang erinnert an den Schmelz in Django Reinhardts Vibrato, ist aber, in allen Tempi und Gefühlslagen, ein eigener Tonfall. Und Catherine hat die Gelassenheit dessen, der niemandem etwas beweisen muss – seinem Partner so wenig wie dem Publikum. Virtuos ist er auch, aber wie nebenher. Die dreizehn Songs sind eine schöne Mischung von Standards und Eigenkompositionen, die klingen wie solche.



Philip Catherine & Martin Wind: New Folks. ACT (Duo Art) 9621-2

Der Rettungsanker

Christine Vögeli, die Frau an der Seite von John Schnell; Warm-upper Gabriel Oldham; Cecilia Bartolis Knicks. Von Hildegard Schwaninger



Im Fokus des Interesses: Christine Vögeli an der Seite von John Schnell.

Das Millionäre in von der Stadt subventionierten Wohnungen an bester Lage in Zürich wohnen, verärgert die Steuerzahler. Das Interview, das der für die Liegenschaften zuständige grüne Zürcher Stadtrat und Finanzvorstand **Daniel Leupi** dem *Tages-Anzeiger* gab, sagt alles. «Wenn Belegungsvorschriften verletzt werden, reagieren wir auf Hinweise. Die Stadt führt keine Kontrollen durch.» Er sei «kein Freund von Generalverdacht», erklärt der Grüne Leupi.

In den Fokus des Interesses kam durch den Liegenschaftenskandal **Christine Vögeli**, die blonde Gattin des ehemaligen Prominentenzahnarztes **John Schnell**. Sie hat eine subventionierte Wohnung an der Schipfe für 1200 Franken Monatsmiete. Man kennt das Glamour-Paar aus Klatschkolumnen: Auf Jetset-Partys im Dunstkreis des Geldes, stets proper herausgeputzt und selber als Millionäre tituliert. Als die beiden im Frühsommer 2013 heirateten (Unternehmerehepaar **Ingrid** und **Ueli Wolfensberger** waren Trauzeugen, und die *Weltwoche* berichtete), meinte John Schnell, Christine Vögeli sei jetzt «ein paar Millionen reicher». Vögeli, ungarischer Abstammung, hat mit dieser Heirat den Jackpot geknackt. Reiche Männer gefielen ihr schon immer: Jahrelang war sie mit **Christian Winterstein**, Numismatiker aus Basel und überzeugter Bentley-Fahrer, liiert. Beruflich war sie schwer

zu vermitteln, da sie kein Englisch kann und keinen Führerschein hat. Sie arbeitete als Empfangsdame bei der Migros-Bank, eine Zeitlang lebte sie von der Sozialhilfe. Da kam der mittlerweile 87-jährige John Schnell daher, ersehnter Prinz und Rettungsanker. Er kapultierte sie in die besseren Kreise. Dass sie es schaffte, den eisernen Junggesellen in den Hafen der Ehe zu lotsen, war ein Meistercoup. Schnell und Vögeli sind beide kinderlos, Schnell dürfte ein Vermögen haben, aber keine Erben. Seiner Frau ist ihr Glück herzlich zu



«Ich wäre bereit»: Gabriel Oldham.

gönnen, eine vom Steuerzahler subventionierte Wohnung steht ihr aber nicht mehr zu. Schnell hat ein Haus in Kilchberg, Vögeli, seit vielen Jahren an seiner Seite, liess sich die Post

von der Schipfe dorthin nachschicken – von einem Vertrauten, auf dass die Stadt keinen Generalverdacht schöpfe ...

Wer macht eigentlich die Stimmung hinter den Kulissen, wenn das Publikum in einer Fernsehsendung tobt wie verrückt? Das ist der Warm-upper. Beim Schweizer Fernsehen, in den Quiz-Sendungen «1 gegen 100», «Weniger ist mehr», «Die Millionen-Falle» oder «Top Secret» ist **Gabriel Oldham** zuständig, ein 30-jähriger Walliser. Der Warm-upper sorgt dafür, dass die Leute ganz viel klatschen und bester Laune sind. Wenn **Susanne Kunz**, die blonde Königin im Ring bei «1 gegen 100», Sendepause hat, ist Gabriel Oldham der Mann hinter den Kulissen. Der Moderator ist quirlig und lustig, hat ein Comedy-Programm, das ohne Witzeerzählen auskommt, und verspricht Sympathie, so dass – im besten Fall, und der tritt meistens ein – zwischen Kandidaten und Publikum ein Miteinander entsteht. «Die Wartepausen spannend machen», definiert Gabriel Oldham seinen Job. Er moderiert, seit er 16 ist. Schon bevor er die Matura machte, arbeitete er beim Radio, machte Jugendsendungen beim Schweizer Fernsehen (u.a. «Nickelodeon») und war während vier Jahren das Aushängeschild eines privaten Sportsenders. Er bezeichnet sich als «spontanen Typ», wenn er keine Ambitionen hätte, wäre er nicht gut: «Ich bin offen für alles.» Wa-



Unnachahmliche Grazie: Cecilia Bartoli.

rum nicht eines Tages in die Fussstapfen von Sven Epiney und Rainer Maria Salzgeber treten? Gabriel Oldham schmunzelt: «Vielleicht braucht das Schweizer Fernsehen eines Tages einen neuen Walliser. Ich wäre bereit.»

Weltformat war **Cecilia Bartolis Knicks**, mit dem sie sich an der Premiere von «Alcina» (Händel) im Zürcher Opernhaus für den Schlussapplaus bedankte. Unnachahmliche Grazie! Und wie die grosse Sängerin den Blumenstrauß, der ihr vom Zuschauerraum auf die Bühne entgegenflog, huldvoll schnappte, das hat Klasse – das kann nur die Römerin.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Wirksames Mittel

Die Hochbauzeichnerin Silvia Keiser, 31, und der Gartentechniker Michael Häusler haben kürzlich geheiratet. Zuvor versuchten sie die Frage zu beantworten, was Liebe ist.



«Das erste Lächeln»: Brautpaar Häusler-Keiser.

Silvia: Bei uns in der Nähe gibt es einen Weg, der in der Weihnachtszeit wunderschön und sehr romantisch mit Lichtern dekoriert ist. Auf Michaels Wunsch hin trafen wir uns dort. Die Lichter waren jedoch ausgelöscht, es war stockdunkel und eisig kalt. Alles, was ich wollte, war nach Hause gehen, aber das liess er nicht zu. Er improvisierte, nahm mich zu einem fünf Minuten entfernten See mit. Der war nebelbedeckt, und im Mondschein betrachteten wir die verschwommenen Lichter der am anderen Ufer liegenden Stadt. Auch als er mir ein Liebesgeständnis machte, begriff ich noch immer nicht, was das soll, und machte Kommentare über die Temperaturen. Plötzlich kniete er sich hin, zeigte mir den wunderschönen Ring und fragte mich, ob ich seine Frau werden möchte. Ich war baff, ein wenig verwirrt, aber sehr, sehr glücklich.

Michael: Es hat ein bisschen gedauert, bis wir gemerkt haben, dass wir füreinander bestimmt sind, doch seither liessen wir uns – trotz einer grossen Krise – nicht mehr beirren, und als alle anderen rundum heirateten, hat uns das auch nie gestresst.

Silvia: Was Liebe ist, lässt sich nicht in einem Satz beantworten. Liebe ist, wenn mich Mike noch heute vor der Haustüre in Empfang

nimmt, wenn ich am Abend von der Arbeit nach Hause komme. Liebe macht glücklich, sie ist ein warmes Gefühl. Die Freude, wenn ich an ihn denke, lässt meine Alltagsorgen oft verschwinden, und wenn ich mit ihm über Probleme spreche, verwandelt sich das Negative oft in etwas Positives. Mike ist mein Hausmitelchen, damit es mir gutgeht.

Michael: Schmerzvoll kann die Liebe sein, wenn der andere nicht so fühlt wie man selbst. Die unerfüllte Liebe ist ein Drama, allerdings ist es ebenso schlimm, wenn man glaubt, den richtigen Partner gefunden zu haben, dieser die Liebe aber nur als Spiel sieht und keine ernsthaften Absichten hegt. Diese Voraussetzung, die mangelnde Ernsthaftigkeit, führt meiner Meinung dazu, dass die Menschen zu schnell etwas Neues und Spannenderes suchen und sich trennen. Als wir uns vor langer Zeit für ein halbes Jahr trennten, vermisste ich einfach alles an Silvi: das sonnige Gemüt, das verschlafene Gesicht am Morgen und das erste Lächeln, sogar ihr Verhalten, wenn sie wütend ist, hat mir gefehlt. Dementsprechend warf ich mich ins Zeug, um sie zurückzugewinnen.

Silvia: Die Hochzeit war perfekt und beinhaltete alles, was wir uns nur wünschen konnten, vor allem weil wir von Anfang an beschlossen hatten, dass dieses Fest nach unseren Wünschen und nicht nach denjenigen der Gäste gestaltet werden soll. Der Apéro mit Fest und das Essen mit Familie fanden getrennt, also nicht am selben Tag, statt. Dies ermöglichte uns, was viele Paare am grossen Tag im Nachhinein vermissen: dass wir uns mit den Freunden und Verwandten länger als nur dreissig Sekunden unterhalten konnten.

Michael: Bereits sind einige Monate ins Land gezogen, und wir können sagen: Viel verändert hat die Ehe zwischen uns nicht. Die lange Zeit, die wir als unverheiratetes Paar zusammen waren, hat uns aufgezeigt, was wir uns gegenseitig bieten und was wir voneinander erwarten dürfen.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Rassismustheorie

Von *Andreas Thiel* — Urweiders erstaunliche Erkenntnisse in der tierischen Rassismusforschung.

Thiel: Herr Urweider, Sie machen Rassenexperimente an Tieren?

Urweider: Nein. Ich führe rassenrelevante verhaltensbiologische Versuche mit Tieren durch.

Thiel: Was sind Ihre beliebtesten Forschungsobjekte?

Urweider: Zurzeit mache ich Versuche mit Hunden und Katzen.

Thiel: Auf welchem Gebiet bewegt sich Ihre Forschungsarbeit?

Urweider: Ich betätige mich auf dem Feld der tierischen Rassismusforschung.

Thiel: Herr Urweider, Sie haben in einer akribisch zusammengetragenen Forschungsarbeit erstaunliche Erkenntnisse gewonnen.

Urweider: Ja.

Thiel: Und zwar haben Sie entdeckt, dass es sich bei Rassismus um eine Krankheit handelt.

Urweider: Genau, und zwar um eine ansteckende Krankheit.

Thiel: Und Sie haben auch herausgefunden, wodurch diese Krankheit übertragen wird?

Urweider: Rassismus wird durch Humor übertragen.

Thiel: Das ist erstaunlich. Aber noch verblüffender sind die Nebenresultate Ihrer Forschungsarbeit.

Urweider: Das ist richtig. Die Ergebnisse haben mich auch überrascht.

Thiel: Sie haben nämlich entdeckt, dass Katzen keinen Humor haben.

Urweider: So ist es. Nur Hunde haben Humor.

Thiel: Und wie kommen Sie zu diesem Forschungsergebnis?

Urweider: Ein Hund kann darauf abgerichtet werden, Ausländer zu beißen. Der Rassismus überträgt sich vom Herrchen auf den Hund.

Thiel: Und die Katze?

Urweider: Die Katze lässt sich nicht auf Ausländer abrichten.

Thiel: Die Katze lässt sich vom Rassismus nicht anstecken?

Urweider: Nein. Und da Lachen ansteckend ist, kann sich die Katze vor Rassismus nur schützen durch Humorlosigkeit.

Thiel: Der Rassismus ist des Hundes und der tierische Ernst für die Katze. Herr Urweider, ich danke Ihnen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Mein Gott, Boris

Boris Becker war mal ein gutaussehender Mann. Dann machte er mit Beziehungs-Stunts von sich reden. Heute muss man sagen: Es ist noch ein weiter Weg zur Würde. Von Jeroen van Rooijen



Kein Humor, kein Esprit, kein Charme: Ex-Tennis-Champion Becker im Jahr 2005.

Es war im Herbst 2002, ein Zürcher Mode-unternehmer hatte gerade ein exklusives Herrenkaufhaus eröffnet, als ich Boris Becker erstmals traf. Er war eingeladen worden, der Einweihung an der Bahnhofstrasse beizuwohnen. Becker war 35 Jahre alt, das Herumstehen auf Partys und Vernissagen war bereits seine Haupttätigkeit. Er tat es immer mit dem Gestus eines Cäsars. Ich sollte Becker interviewen – darüber, wie er sich kleidet, einkauft, mit Stilfragen umgeht. Man hatte mir das Gespräch unter der Auflage angeboten, keine privaten Fragen zu stellen. Eigenartig, ist Mode doch eine private Sache, aber gut, ich wusste, was gemeint war: Becker sorgte damals mit Beziehungs-Stunts für Aufsehen, der Herrenausstatter wollte nicht, dass diese Thema sein würden.

Ich hatte Beckers Management also vorab einige Fragen gesandt: «Wie kaufen Sie ein?», «Was war Ihre jüngste textile Fehlinvestition?», das obligate «Haben Sie modische Vorbilder?». Vermutlich interessierte sich Beckers Management mehr für diese Fragen als der Gesprächspartner, denn als ich ihm vorgestellt wurde, wusste er weder, für welches Blatt ich schrieb, noch das Thema unserer minutiös geplanten Konversation. Er war nicht informiert – und umfassend desinteressiert. Becker gab im Verlauf des kurzen Gesprächs nur platten Wohlstandsmist von sich. Kein Humor, kein Esprit, kein Charme. Vielleicht hielt er mich für einen lästigen Modefuzzi, der ihm, dem dreifachen Wimbledon- und dem Olympia-Sieger, ein paar Minuten seiner kostbaren Zeit stahl.

Ich erzähle das, weil so ein Treffen, ungeachtet seiner Bedeutungslosigkeit, doch irgendwie verbindet. Ich habe seither ein Bild von Becker, und er hat in den letzten Jahren nichts unternommen, es geradezurücken. Sogar, wenn man sich bemühte, keine Trash-Medien zu konsultieren, kam man ja nicht darum herum, von den Irrungen und Wirrungen des Ex-Tennisstars zu erfahren. Seit es Twitter gibt, ist es so etwas wie eine Spezialität von BB geworden, sich ohne Not zum Affen zu machen.

Nun sah ich Becker also vor wenigen Tagen wieder – nicht leibhaftig, zum Glück, sondern am TV. Er ist nun Trainer und «will ernst genommen werden», so die *Zeit*. Das klappt vorzüglich: Es war toll, wie Novak Djokovic, der seit kurzem von BB trainiert wird, seinen Coach im Rahmen des Australian Open zum Gespött machte und dieser erst verblüfft, dann irritiert zusah. Becker kann die Parodie nicht mit Humor genommen haben, denn den hat er ja nicht.

Ich war völlig paralysiert von dem blond pomadierten, 46 Jahre alten Mann, der da rot aufgedunsen auf der Tribüne sass. Ein kluger Kopf sagte einmal, dass «es wohl attraktivere Darreichungsformen der Spezies Homo sapiens gibt als Männer mittleren Alters». Wer Boris Becker sieht, muss nicken. Stil kann man sich auch mit viel Geld und Attitüde nicht kaufen. Es ist noch ein weiter Weg zur Würde, Herr Becker.

Hippe Retro-Rucksäcke

- 1 Der Retro-Rucksack von Ykra ist eine Reminiszenz an die 1960- und 1970er-Jahre, für die sich Balázs Lakatos begeistert, der die einzige Surf- und Reggae-Bar in Budapest betreibt und im Keller des Lokals einst anfang, old school-Rucksäcke zu nähen. Das dreifarbige Modell ist aus Baumwolle und Leder gefertigt. 159 Franken, onyva.ch.
- 2 Wer 269 Franken für einen schlichten Baumwollrucksack verlangt, muss eine gute Geschichte haben. Die junge Zürcher Marke Vaska, die den «Stadtrucksack fürs Velo und zu Fuss» herstellt, hat sie: Das robuste Gepäckstück wird komplett in Zürich entworfen, zugeschnitten und auf Bestellung in einem Werk des Sozialhilfeprojekts Sihlstill genäht, das kostet bekanntlich. vaska.ch.
- 3 Qwstion ist der Überflieger im internationalen Gepäckgeschäft – die vor fünf Jahren von einem Niederländer und von Zürcher Kreativen gegründete Marke verkauft ihre Entwürfe inzwischen in aller Welt. Der

«Tote» ist eine einfache Henkeltasche aus Baumwoll-Canvas, kann aber dank des Simple-strap-Systems auch als Rucksack getragen werden. 170 Franken, qwstion.com.

- 4 Der Rucksack, bis vor kurzem Erkennungszeichen von Stil-Agnostikern, hat sich ins Rampenlicht zurückgekämpft. Für Freunde des Neo-Öko-Lifestyles empfiehlt sich das Daypack «Kånken» des Outdoor-Ausrüsters Fjällräven aus Nordschweden. Das Modell aus synthetischem Vinylon wird seit 1978 in dieser Form produziert. 79 Franken, fjallraven-shop.ch.
- 5 Herschel ist die Marke für Fans des nord-amerikanischen Trapper-Lebensstils. Der «Little America» ist aus wasserabweisendem Polycotton und mit einer Innentasche für Laptops ausgestattet. Der Name der Firma erinnert an das kanadische Kaff, in das die Vorfahren der Brüder Lyndon und Jamie Cormack, Gründer von Herschel, um 1900 auswanderten. 149 Franken, doodah.ch.



1



3



4



2



5

Alter Schwede



Do-it-yourself-Legende: Nierentisch «Lövvbacken».

Der 1956 erstmals angebotene, ursprünglich «Lövet» getaufte Beistelltisch war das erste Ikea-Möbel, das man selbst zusammenschrauben konnte. Der Legende nach geht die Idee der Do-it-yourself-Möbel auf einen Ikea-Mitarbeiter zurück, der die Beine des Tischchens abschraubte, weil es nicht in das Auto von Gründer Ingvar Kamprad passte. Und weil solche Geschichten heute – Stichwort *heritage* – nicht nur Sympathie bringen, sondern auch umsatzfördernd sind, hat die zum Weltkonzern gewachsene Firma beschlossen, die schwedische Interpretation des 50's-Nierentischs unter dem Namen «Lövvbacken» wieder zu produzieren. Sie kostet den demokratischen Preis von Fr. 49.95.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

In den Läden hängt heute fast nur noch Slimfit-Mode für Männer. Mich hat die Natur eher mit einer robusten Statur ausgestattet, so dass ich grösste Mühe habe, mich mit diesem Stil anzufreunden. Wann ist die Misere vorbei? P. H., Thun



Land in Sicht, Matrose! Allerdings ist es erst die junge Avantgarde in Paris und Mailand, die wieder mit überschrittenen Schultern, geraden Sakko-Rümpfen, Bundfaltenhosen und Flattermänteln experimentiert. Es wird noch drei bis fünf Jahre dauern, bis auch die hiesigen Konfektionäre die frohen News an ihre Kunden weitergeben. In der Zwischenzeit empfehle ich Ihnen den Masskonfektionär, der verzeiht aus Prinzip jede Abweichung von der gerade geltenden Idealfigur.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Vermentino-Time

Von Peter Rüedi



Zu meinen grösseren Freuden gehört ein Besuch im Restaurant «La Pineta» von Luciano Zazzeri. Es liegt am Strand von Bibbona Mare, unweit der Antinori-Weingüter Biserno und Campo di Sasso, die der dynamische Marchese Lodovico nach dem Verkauf seines Prestigeobjekts Ornellaia in der oberen Maremma gegründet hat. Es ist mit das beste, gewiss das angenehmste und bei all seiner Schlichtheit zweifellos originellste Lokal der tyrrhenischen Küste. *Ultimate understatement:* Von aussen eine Baracke, im Innern betreibt der Chef eine Fischküche von grösster Einfachheit und einem ebensolchen Raffinement. Was sich nicht ausschliesst, sondern gegenseitig bedingt.

Am Meer heisst hier buchstäblich am Strand. Während der Saison braten vor den Fenstern die Badegäste unter den Schirmen, aber hinreisend ist «La Pineta» im Winter, wenn die nahe Insel Elba und das fernere Korsika im Meeressgrau nur mehr zu ahnen sind. Was den Wein betrifft, ist hier für mich Vermentino-Time im Vermentino-Land. Die Delikatesse der Sorte mit ihren blühenden Aromen und der feinen Bitterkeit wird ja inzwischen vermehrt auch in Südfrankreich entdeckt (in der Provence heisst sie Rolle). Aber ihr Kernland ist hier: hüben wie drüben, weiter oben, darunter, in Korsika (Malvoisie de Corse) und Sardinien, in Ligurien (wo man einen ihrer Klone Pigato nennt). Und eben in der Maremma. Spät reifend, wird sie der Säure wegen zuweilen früh gelesen (Blumigkeit und Frucht garantiert ihre vermutlich malvasische Verwandtschaft ohnehin).

Bei Zazzeri trinke ich gern (und für einen Betrag, der auf der Rechnung kaum auszumachen ist) die rustikalere, knackige Hausmarke. Die ist im Export nicht zu haben. Der Vermentino von Antinori (nicht aus den genannten Gütern, sondern von Guado al Tasso in Bolgheri) ist dagegen eine vollere, auch «domestiziertere» Variante. Saftig, würzig, duftig und von einer ansteckenden Frische. Ein Wein, der den runden Zwanziger im Schweizer Handel locker wert ist. Nicht zu reden vom Preis, zu dem er beim Preisbrecher Arvi zu haben ist.

Tenuta Guado al Tasso: Vermentino Bolgheri 2012.
12,5%. Arvi, Melano. Fr. 15.10. www.arvi.ch

Ankündigungskulinarik

Im Sinne der Gleichberechtigung sind wir auch dann streng, wenn eine Frau am Herd steht. Von David Schnapp



Chefin, Köchin, Showstar, Model: Meta Hildebrand (r.) mit Restaurantleiter Uwe Röhrig.



Die erst 30-jährige Meta Hildebrand hat die vielleicht wichtigste Lektion der «Generation Selfie» gelernt: «Du musst eine Marke sein.» Bald nach der Ausbildung und einigen Stationen als Köchin erschien den Zuschauern von Tele Züri eine junge Frau in schrillen Farben, die frech und frei vor sich hin kochte. Hildebrand wurde so weltberühmt – in Zürich. Sie nutzte die gute Grundlage an Popularität, um ein eigenes Restaurant zu eröffnen. Ihr erstes hiess «Meta's Kutschhalle», und vor kurzem ist mit dem «Le Chef» ein zweites hinzugekommen.

Kürzlich kam ich durch das Vergnügen eines lustigen Herrenabends ins «Le Chef». Bestellt man das Überraschungsmenü (drei bis fünf Gänge für Fr. 81.– bis Fr. 115.–), sagt die Chefin persönlich mit leuchtend orangefarbenen Haaren und violetter Kochjacke die Gerichte an.

Zu viel Zucker, zu wenig Säure

Die Marke Meta prägt sich dem Gast mit hoher Intensität ein. Dank grossformatigen Fotos im Gastraum, worauf die Köchin zu sehen ist, oder auf der Karte, wo es «Metas Empfehlung», «Metas Klassiker» oder «Warmes Schoggiküchlein à la Meta» gibt. Wir folgen «Metas Empfehlung» und bekommen als Amuse-Bouche einen süsslichen Rotkraut-Flan mit würzigem Schinken, und auch die erste Vorspeise ist ausgesprochen lieblich:

«Süss geflammte Riesencrevetten», sagt Meta, die ihre Gäste ungefragt duzt, den Gang an. Dazu gibt es einen süssen Safran-Flan, unmarinierten Nüsslisalat und eine Balsamico-Waldbeeren-Reduktion – ebenfalls süss. Kurz: zu viel Zucker, zu wenig Säure.

Zur nächsten Vorspeise erklärt Meta, das vorliegende Reh habe der «Freund meiner Mutter» gejagt. Es wird als Saltimbocca mit Salbei und Rohschinken serviert, und das Fleisch ist leider durchgebraten. Fein ist das Tatar aus Ofengemüse.

«Metas Klassiker» ist ein argentinisches Rindsfilet, es ist perfekt *medium* und wird angekündigt mit einem getrüffeltem Randenrisotto. Eine gute Idee, so scheint es, aber vom Trüffel ist weder etwas zu sehen noch zu schmecken.

Das war jetzt eine strenge Kolumne. Ich habe nicht schlecht gegessen im «Le Chef», aber vielleicht hatte ich nach dem Hype um die Chefin, Köchin, den Showstar, das Model et cetera zu viel erwartet. Beim Essen ist es wie sonst im Leben: Angenehm überrascht zu werden, ist schöner, als von grossen Ankündigungen enttäuscht zu werden.

Le Chef – Metas Restaurant, Kanonengasse 29, 8004 Zürich. Sonntags und montags geschlossen

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

«Leise, kraftvoll, Mitsubishi»

Unser Tester entdeckt im Outlander PHEV ein erstaunliches Fahrzeug und verbraucht kaum Benzin. *Von David Schnapp*

Waren Werbeslogans früher eigentlich besser? Etwas wie «Mars macht mobil – bei Arbeit, Sport und Spiel» ist unvergessen. Der Spruch war in Gebrauch, als ich noch zur Primarschule ging, also vor über dreissig Jahren. Wogegen ich keine Ahnung habe, womit der Schokoriegel Mars heute beworben wird. Und wenn ich einen Mitsubishi sehe, kommt mir immer noch «Leise, kraftvoll, Mitsubishi» in den Sinn, ein Claim, der auch längst Vergangenheit ist. Ich wusste nicht, womit die japanische Marke – «1870 von dem Samurai Yataro Iwasaki gegründet» (Google-Suche) – heute wirbt. «Ge-

nial bis ins Detail», stand dann auf der Website von Mitsubishi Schweiz.

Während ich über gute und weniger gute Werbe-Claims nachdachte, holte ich meinen Testwagen ab. Ich war gespannt auf einen Plug-in-Hybrid, also ein Auto mit einem Verbrennungs- sowie zwei Elektromotoren und einem Hybridsystem. Im Unterschied zu den schon bekannten Hybridautos, welche die Batterie während der Fahrt, etwa beim Bremsen, aufladen, haben Plug-in-Modelle einen grösseren Akku, der sich zudem an einer normalen Steckdose oder einer Schnellladestation «tanken» lässt.

Mitsubishi Outlander PHEV Navigator

Leistung: 203 PS, Hubraum: 1998 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 170 km/h
Preis: Fr. 49 999.-; Testwagen Fr. 56 999.-



Zweckmässig statt futuristisch

Ist der Akku voll, kann man mit dem Mitsubishi Outlander PHEV (der Name ist leider ebenso wenig einprägsam wie der neue Werbespruch) gemäss Anzeige rund 35 Kilometer zurücklegen, ohne dabei einen Tropfen Benzin zu verbrauchen. Man fährt im wahrsten Sinne des Wortes leise, kraftvoll Mitsubishi.

Der Outlander ist ein schön gezeichnetes Auto mit eigenständigem, fast zeitlosem Auf-

tritt. Dass er mit zukunftsweisender Technologie ausgestattet ist, versteckt er hinter einer unauffälligen Fassade, was fast ein wenig bedauerlich erscheint. Ein futuristischerer Auftritt, beispielsweise bei den Leuchten oder bei der Gestaltung des Cockpits, hätte mir auch gefallen. Stattdessen ist im Innenraum, wie oft bei japanischen Autos, alles sehr zweckmässig und robust gehalten – und ziemlich unglamourös.

Aber dafür funktioniert es perfekt. Nach zwei, drei Fahrten hatte ich verstanden, was das Auto kann und wie man die verschiedenen Möglichkeiten des Zusammenspiels von Verbrennungs- und Elektromotoren am besten nutzt. Das Aufladen der Batterie gestaltete sich einfacher als der Bezug eines Kurzstreckentickets der Stadtzürcher Verkehrsbetriebe. Hybrid zu fahren, ist eine kleine Kunst, man lernt etwa, möglichst früh vom Gas zu gehen, um ein Höchstmass an Energie zurückzugewinnen. Der Outlander hilft einem dabei mit der variablen Bremskraft, die sich leicht regulieren lässt.

In den zwei Wochen mit dem Mitsubishi verbrauchte ich so kaum Benzin – zwei Liter auf 100 Kilometer sind ein sensationeller Wert für ein grosses SUV. Und Technologie von heute oder sogar schon von morgen ist attraktiv. Aber mancher Werbeslogan von gestern trifft es einfach besser.



«Dann ist er im Milchbusiness»: Espresso-Unternehmer Illy, 60.

MvH trifft

Francesco Illy

Von Mark van Huisseling — Die Firma seiner Familie verkauft den vielleicht besten Espresso. Bloss verkaufen andere Firmen besser.

Wie viele Espressi haben Sie heute bereits getrunken?» (Das Gespräch fand statt an einem Dienstagmorgen, 15 Uhr, im Restaurant «Dal Nastro» in Zürich.) «Fünf, würde ich sagen. Normalerweise trinke ich fünf am Tag, aber heute werden es sieben. Ich will nachher noch die Firenze-Maschine [eine neue Kaffeemaschine mit Kompressor, um Luft in den Kaffee zu pumpen, die er mit Forschern der Universität Florenz entwickelt hat] prüfen.» – «Trinken Sie auch Caffè Latte, Cappuccino et cetera?» – «Mein Erster am Morgen ist ein Cappuccino, zurzeit mit Panettone dazu.» – «Stimmt es, dass Italiener keinen Cappuccino nach dem Essen trinken?» – «Wenn einer genug gegessen hat, mag er nicht noch zusätzliche Kalorien und Nährstoffe, schlussendlich ist Milch ein Nährstoff.» – «Und was trinkt der Italiener abends?» – «Ich trinke keinen Kaffee am Abend.» – «Sagen nicht Sie, Espresso am Abend sei kein Problem, im Gegensatz zu Filterkaffee?» – «Ja, das kommt von uns.

Espresso wird in kurzer Zeit gemacht, es dauert etwa dreissig Sekunden, und Koffein ist nicht sehr wasserlöslich.»

Francesco Illy, 60, ist «der Espresso-Pionier» (*Luzerner Zeitung*) oder «der tüftelnde Espresso-Pionier» (*Tages-Anzeiger*) oder «der Kaffee-Kocher» (*Schweizer Illustrierte*). Sein Grossvater, der ebenfalls Francesco hiess, gründete 1933 in Triest eine Kaffeerösterei, heute arbeiten 800 Leute für das Unternehmen, der Umsatz erreichte umgerechnet 410 Millionen Franken (2011). Unser Illy lebt seit über dreissig Jahren in der Schweiz, ist verheiratet mit einer Schweizerin, spricht Deutsch und kann auch Mundart. Hierzulande, nebenbei, heisst der Espresso der Familie Illy «Amici Caffè»; Illycafé, den es ebenfalls gibt, wird von einer Firma vertrieben, an die der Grossvater seinerzeit den Markennamen für die Schweiz verkaufte. Francesco Illy war beteiligt an der Entwicklung von Espresso-Papierportionen, die vor zirka zwanzig

Jahren eine Neuheit waren; er ist verantwortlich für das Geschäft in der Schweiz.

«1992, als ich zum ersten Mal über Sie schrieb, sagten Sie, Ihr Ziel sei, dass Kunden Espresso bestellen wie Wein – eine bestimmte Bohnensorte oder Röstung oder so verlangen. Dieses Ziel haben Sie nicht erreicht, nicht wahr?» – «Warum nicht?» – «Man bestellt vielleicht einen doppelten Espresso oder einen Caffè macchiato, aber Provenienzen bestellt keiner.» – «Espresso hat sich unglaublich stark verbreitet. Wenn man nur zusammenzählt, wie viel Nespresso und wir verkaufen ..., etwa hundertmal mehr als vor zwanzig Jahren. Und was das Bild vom Wein angeht: Das ist ein Phänomen, das am Stattfinden ist, wegen des *micro roaster*-Trends [kleine, unabhängige Röstereien] zum Beispiel. Und wir fingen vor einem Jahr an, die Provenienzen unserer Basismischung einzeln anzubieten – reiner Äthiopier, Guatemalteker, Brasilianer.»

«Ihre Firma hat vielleicht das beste Produkt, aber die Schlacht um den höchsten Marktanteil hat Nespresso gewonnen.» – «Ja, eindeutig. Ich schätze, Nespresso verkauft sieben bis acht Milliarden Portionen im Jahr ...» – «Und Illy?» – «Sagen wir, wesentlich weniger. Und ich schätze, Nespresso hat das höchste Werbebudget der Welt. Wir bleiben gerne klein, aber fein.» – «Und Starbucks kann die höchsten Prämien verlangen.» – «Starbucks ist in der Schweiz teurer als anderswo in Europa. Und das Businessmodell hat in Europa nicht so gut funktioniert; in den USA hat es wahnsinnig gut funktioniert. Warum? Weil der Amerikaner seinen Kaffee am Fenster kauft und auf der Strasse trinkt, das macht der Europäer weniger, der Schweizer sicher nicht. Ich habe gesagt: «Wenn Starbucks 200 Milliliter Milch mit 7 Gramm Kaffee verkauft, ist er nicht mein Konkurrent, dann ist er im Milchbusiness.» – «Bedauern Sie es, dass Ihre Firma trotz des vielleicht besten Produkts kein *world leader* ist?» – «So denken Ökonomen, die nur Zahlen sehen. Wenn Sie ein sehr gutes Leben haben, dann wegen der Qualität, nicht wegen der Quantität von irgendetwas. Und wir sind die am weitesten verbreitete Marke, wir sind in 150 Ländern.»

«In Triest ist man wer als ein Illy, weshalb sind Sie in die Schweiz gekommen?» – «Wie das den Männern immer passiert, wegen der Liebe.» – «Ein guter Grund, um zu kommen. Aber ist es auch einer, um in dem einzigen Land, wo Ihr Kaffee nicht so heisst wie Sie, zu bleiben?» – «Ich habe eine Firma hier aufgebaut, viel gelernt in der Schweiz. Und viel davon in die Corporate Culture von Illycaffè hineingebracht.» – «Wo gibt's den besten Espresso der Schweiz?» – «Ich hoffe, hier.»

Sein liebstes Restaurant: «Eines, in das ich öfter gehe?» – «Ja, bitte.» – «In der Schweiz: «Le Cheval Blanc, das wirft dich um.» – «Le Cheval Blanc» im Grandhotel «Les Trois Rois», Blumenrain 8, Basel, Telefon 061 260 5002

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44					45	
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Sie ist zweifellos fruchtbar

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Was Praha für die Tschechen, ist es für Polen. 8 Die drei Romane der Herzogin von dort. 11 Mit seiner zweiten Hälfte ist er dann wirklich ein älterer Herr. 12 Statt Dauerfrust Unternehmungslust. 14 Yves Kleins Bilder, wie sie eben sind. 15 Kongo: Was aus Albert Paulis geworden ist. 17 Die geschätzte verbleibende Reisezeit ist in England knapp. 18 Deutscher Generalissimus, 400 Jahre ist's her. 19 Das grosse als Zeichen für die Sternzeit. 21 Spielt hier keine Rolle, ob sulfidische oder silikatische. 22 Im Benzin enthalten und somit leicht brennbar. 24 Ein fruchtbarer Zweig – statt für Botaniker für Poeten. 27 Freundschaft – für Gracián war sie eine zwischen zwei Menschen. 28 Mit ihr sitzt es sich einfach entspannter. 29 Es bietet Geborgenheit oder das pure Gegenteil. 32 Womit Säuren Körperproteine aufbauen helfen. 34 Halt, an dem man sich nicht festhalten kann. 36 Sprachlicher wie sportlicher Auftakt. 38 Stoff wie Substanz, Rüstwie Werkzeug. 41 Nussiges Grünfutter, trotz dem Frost. 42 Erhaben die, die das Inka-Reich überlebt haben. 43 Anatomen bezeichnen solche Körperöffnungen ganz nüchtern. 44 Er erzeugt in England einen gewissen Eindruck. 45 Wunder der Masse, die Welle ohne Wasser. 46 Für ihn ist das scheinbar Unmögliche möglich. 47 Ravi Shankar und sie, das unzertrennliche Paar.

Senkrecht — 1 So ist die Prärie, sang Billy White. 2 Die Anmutige von einst ist auch heute andeutungsweise eine Netze. 3 Sie kommen unter anderem aus Tschechien, Slowenien und Serbien. 4 Landbesitz-System aus dem kolonialen Indien. 5 Ausfallen lassen würde hier genau so passen. 6 Der Ort der Stadt, im Dorf und am Rhein. 7 Was viele wortreich mit vielen Sachen machen. 8 Wer an die Amerikaner denkt, liegt nicht falsch, doch sie kommen aus Taiwan. 9 Die gängige Route: vom Steingletscher auf seinen Gipfel. 10 Ein Bild am Himmel – ausdruckslos und starr. 11 Bei solcher Gefahr auf dem Meer muss Hilfe her! 13 Eigentlich ein Gürtel, der einen speziellen Teil umfasst. 16 James, nicht Geheimagent, sondern Popart-Künstler. 20 Der kommt noch vor dem Schmidt. 23 Laufschrift, geschrieben mit Bleistift oder Kugelschreiber usw. 25 Die Betrogenen, und zwar von jenem Mann. 26 Eine bunte Alternative zum grauen Alltag. 28 Ganz klar Klasse, oft gar Spitzenklasse. 30 Ein Geschliffener präsentiert sich gerne auch dunkelgrün. 31 Herr Müller aus Ungarn. 33 Burkina Faso: Ethnie zwischen Sahel und Savannen. 35 Vervielfachte Gruppe. 36 Er erweckt den Eindruck, als sei er tierisch stolz. 37 Es gehört für Tessiner nicht ins Feuer sondern in die Pfanne. 39 Jede Menge bewegte Luftmenge. 40 Titularbistum in der katholischen Kirche. ©Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 352

F	A	R	N		G	A	E	A		P	F	A	H	L		
A	R	I	E	S		L	I	N	Z		I	D	E	E		
R	I	C	H	T		I	G	S	T		E	L	L	U	N	G
M	A	H	E	E		E	M	I	R		T	R	I	O		
	D		M	I	L	N	E		E	D	E	E				
A	N	G	I	N	A		E		M	A	R	C		C		
T	E	L	A		P	A	R	D	O		N		L	A	U	
E		A		M	I	R		I	N	S	T	A	N	T		
M	P	E	G		S	I	S	S	I		U	R	A	T		
P	E	T	R	A		A		T	E	R	R	I	N	E		
O	S	T	E	R		I	N	S	E	L		I	N	A	N	
	T	E	T	E		E		L	L	A	N	O	S			

Waagrecht — 1 FARN 5 GAEA (nach Gaia benannter Asteroid) 9 PFAHL 14 ARIES (lat. f. Schafbock) 16 LINZ 18 IDEE 19 RICHTIGSTELLUNG 20 MAHEE 21 EMIR 22 TRIO 23 MILNE 25 EDE (-n) 27 ANGINA 29 MARC 32 TELA (= Abk.) 33 PARDON 36 LAU 38 MIR (russ. Raumstation, steht f. Welt, Frieden) 39 INSTANT 41 MPEG 44 SISSI 45 URAT (Salz in der Harnsäure) 46 PETRA (antike Felsenstadt) 48 TERRINE 49 OSTERINSEL 50 INAN (nichtig in der atomistischen Philosophie) 51 TETE (de Moine, franz. f. Mönchskopf, Käsesorte) 52 LLANOS

Senkrecht — 1 FARM 2 ARIADNE (-faden) 3 RICH (auch engl. f. reich) 4 NEHEMIA 6 ALGEN 7 EISMEER (Zwischenstation der Jungfraubahn) 8 ANTI (richtig: Nati) 10 FILTER 11 ADUR (A-Dur) 12 HENIE (hel nie!) 13 LEGO 15 STEIN (am Rhein) 17 ZEREMONIELL 24 LAPIS (lat. f. Stein) 26 DANS 27 ATEMPO (a tempo) 28 GLAETTE 30 CLARINO 31 CUTTEN (auch selbstverletzendes Verhalten) 34 ARIANE (Trägerrakete) 35 DISTEL 37 ANANAS 40 TURIN 42 PEST 43 GRET 47 ARE

Lösungswort — **GASTRONOMIE**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

NEU: RECYCLING-SYSTEM

50%

4.90 statt 9.80

Recycling-System

Set mit 3 Taschen,
aus 70% Recycled PET

Taschen einzeln abnehmbar

Kombinierbar mit Papier-Tragtaschen

Stabil und praktisch



Recycling-System

GENERATION M

Engagieren Sie sich für die Generation von morgen.

Bringen Sie Ihre leeren PET- und Plastik-Flaschen in die Migros. Am einfachsten mit dem praktischen Recycling-System, das jetzt in jeder Migros-Filiale erhältlich ist.

ANGEBOT GILT NUR VOM 28.1. BIS 10.2.2014, SOLANGE VORRAT.

MIGROS

Ein M besser.